

Reporter**FORUM**

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

# **Deutscher Reporterpreis 2014**

## **Die Sieger**

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

## **Beste Reportage:**

Henning Sußebach - Herr Hibbe macht zu S. 3

## **Beste politische Reportage:**

Takis Würger - Fünf Mann und eine Revolution S. 21

## **Beste Lokalreportage:**

Christoph Franz Dorner - Die verblühenden Gärten von Hoywoy S. 32

## **Bester freier Reporter:**

Paula Scheidt - Der Zapfenstreit S. 42

## **Bestes Interview:**

Sven Michaelsen - Niklas Frank S. 57

und „Es gab zu viele Verwundungen“ S. 77

## **Bester Essay:**

Martin Spiewak - Wir sind keine Sorgenkinder! S. 93

## **Freistil:**

Marlene Halser - Bitte, Papa S. 108

## **Beste Webreportage:**

Uta Keseling, Julius Tröger, Max Boenke, Moritz Klack und David Wendler -  
Die Narbe der Stadt: <http://mauerweg.morgenpost.de/>

## Herr Hibbe macht zu

*Im niedersächsischen Neustadt am Rübenberge schließt das 115 Jahre alte Kaufhaus Hibbe. Wie Hunderte Geschäfte in ganz Deutschland stirbt es am Geiz der Kunden – und am Internet. Ist das wirklich ein Verlust?*

Von Henning Sußebach, DIE ZEIT, 10.07.2014

Kurz vor seinem Tod erwacht das Kaufhaus noch einmal zum Leben. Mühsam und widerspenstig wie ein altersschwaches Wesen, das sich ein letztes Mal aufrafft. Mit einem Seufzen zieht die Rolltreppe an, sucht und findet ihren Takt. Die Lüftung beginnt zu atmen. Flackernd erhellt Licht das Erdgeschoss, den ersten Stock, den zweiten und gibt den Blick frei auf Hemden und Hosen, auf Jacken und Jeans, auf "20 Stück Gardinen-Faltenhaken" für 1,50 €, auf Strümpfe "Falke seidenglatt 15 kniehoch transparent" für 8,00 €, auf die Fußmatte "Welcome" für 11,99 €, auf den Eierkocher von Severin für 29,95 €, auf das Piratenschiff von Playmobil für 49,95 €. Auf hundertfaches Habenwollen und Habenmüssen. Auf die ganze Grundausstattung eines deutschen Lebens.

Es ist ein Freitag im Mai, 8.25 Uhr. Im Kaufhaus Hibbe haben die Verkäuferinnen hinter Kassen, vor Regalen, an Wühltischen Position bezogen. Frau Nölle bei den Socken, Frau Bülow bei Uhren und Schmuck, Frau Autsch bei den Spielwaren. Alles ist wie immer an diesem Morgen – und nichts ist, wie es war. Von der Decke baumeln knallrote Schilder wie übergroße Teebeutel, Plakate voller Ausrufezeichen und Großbuchstaben: WIR SCHLIESSEN! ALLES MUSS RAUS! INSOLVENZVERKAUF! %! %! %! Unten am Eingang steht Klaus Hibbe, 46 Jahre alt, der Inhaber. Er knetet die Hände. Er lugt durch die Schaufenster in die Fußgängerzone, wo ein Trupp Rentner wartet. Kurz treffen sich die Blicke von Kaufmann und Kunden. Durch das Glas starren sie ihn an wie einen kranken Fisch im Aquarium.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

"Tja", sagt Hibbe. "Ein Laden stirbt nicht still und heimlich. Ein Geschäft stirbt immer laut."

In 31535 Neustadt am Rübenberge, Niedersachsen, schließt das Kaufhaus Hibbe. 115 Jahre nachdem der Urgroßvater es begründete, macht der Urenkel es dicht. Wie hundert andere Geschäfte in hundert anderen deutschen Innenstädten stirbt es einen öffentlichen Tod. Stirbt am Internet. Stirbt an Geiz. Stirbt an Gleichgültigkeit. Stirbt auch an eigener Trägheit, von der noch zu reden sein wird. Doch nicht jetzt, um 8.30 Uhr, da sich die Türen öffnen und zehn, zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig Kunden an Klaus Hibbe vorbei ins Kaufhaus drängen, grußlos, mit grimmigen Schnäppchenjärgesichtern. "Wenn ihr alle früher mal gekommen wärt", flüstert Hibbe.

So beginnt der erste der letzten Tage. Mit 20 Prozent auf alles.

Es waren zwei Zahlen, die zu Klaus Hibbe und seinem Kaufhaus führten. Im Winter hatte der Handelsverband Deutschland gemeldet, dass der Anteil der klassischen Warenhäuser am Gesamtumsatz des Einzelhandels nur noch 2,7 Prozent ausmache. Zugleich war der Marktanteil von Onlinehändlern wie Amazon, eBay und Zalando auf neun Prozent gestiegen.

2,7 zu 9. In der Differenz verbarg sich das Drama: Am 18. März 2014, um neun Uhr früh, ging im Amtsgericht Neustadt der Insolvenzantrag der Kaufhaus Hibbe GmbH & Co. KG ein und bekam das Aktenzeichen 907 IN 199/14 – 0 –. Fünf Tage später schrieb die Lokalzeitung: Stadt bangt um ihr Kaufhaus. Es war nur eine dieser immergleichen Wirtschaftsnachrichten. Und Klaus Hibbe war zunächst nicht mehr als eine Stimme am Telefon. In diesem flapsigen Niedersächsisch, das man noch von Gerhard Schröder kennt, sagte er: "Meinetwegen, komm' Se vorbei."

In der Marktstraße 27 stand dann – zwischen Rossmann rechts und Apollo-Optik links – ein grauer Klotz, in dem jeder Schritt nach vorn zurück in die Vergangenheit führte. Zurück auf Linoleumboden wie in Schulturnhallen. Zurück zwischen parfümumwölkten Verkäuferinnen. Zurück vor ein Informationsschild am Fuß der Rolltreppe, das sich jetzt wie eine Museumstafel voller Wirtschaftswunderwörter las: "Süßwaren", "Lederwaren" und "Strumpfmode" im Erdgeschoss. "Bademoden",

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

"Mode & Wäsche" und "Spielwaren" in der ersten Etage. "Elektrogeräte", "Glas/Porzellan" und "Korbwaren" in der zweiten.

In der dritten Etage stand Klaus Hibbe in seinem Büro am Fenster, schlank, grauhaarig schon und mit einer Weitsichtigen-Brille, die seine Augen groß machte und seinem Blick einen staunenden Ausdruck verlieh. Mit seiner zerbeulten Jeans, seinem karierten Kurzarmhemd und seinem Handy in der Hosentasche hinten rechts sah er aus wie sein eigener Hausmeister. Hibbe nannte sein Kaufhaus einen "Vollsortimenter", sprach von 40.000 Artikeln und 3.300 Quadratmetern Verkaufsfläche. "Wir sind 50 Prozent der Innenstadt", sagte er.

Abgelaufene braune Teppiche und Raufasertapeten in seinem Büro ließen erahnen, dass die Familie einst hier oben im Kaufhaus gewohnt hatte. Eher schroff erzählte Hibbe, als Junge sei er morgens die Rolltreppe hinunter zur Schule gehüpft, habe abends mit einer Taschenlampe unter den Kassentischen nach Münzen gesucht und sonntags in der leeren Spielzeugabteilung Dampfmaschinen fahren lassen.

"Hilft mir jetzt auch nicht", sagte er.

Draußen vor dem Fenster: die Stadt, auf flaches Land gestreut. Fachwerk, Backstein, rote Dächer. In guten Zeiten ein Burgherrenblick auf ein treues Kundenvolk von 18.000 Menschen. In schlechten Zeiten? Eine Welt voller Abtrünniger, in der jetzt alle alles im Internet bestellen und sich nach Hause liefern lassen: Bücher und Blusen, Kameras und Kaffeekapseln, Luftmatratzen und Legosteine. Hibbe sieht ja andauernd die Paketboten an seinen Schaufenstern vorbeihasten, wie Gesandte aus einem unsichtbaren Reich.

Hätte er diese Entwicklung verhindern können? Oder ist sie so mächtig und unumkehrbar wie die Kontinentalverschiebung? Seit Jahren habe er keinen Gewinn mehr gemacht, sagte Hibbe, im vergangenen Jahr zählte er 50.000 Euro Verlust.

Wer verdient jetzt dieses Geld?

Ein paar Tage nachdem bei Hibbe der Ausverkauf begonnen hat, klickt 700 Kilometer weiter südlich, in Zürich, ein Mann auf eine Computermaus. Vor seinen Augen wächst eine Weltkarte aus Pixeln, entfalten sich Tabellen, entsteht ein Firmenname: Blacksocks.com.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Samy Liechti sitzt in einem Loft, das einmal eine Lampenfabrik war. Dunkles Parkett, hohe Decken, Designerleuchten in Orange. Hinter Apple-Rechnern: Melanie, Cyril, Nic, Simon und Yil, alle per Du. In einem Regal ein paar Bücher: Dressing the Man, Website Boosting, Über gutes Webdesign, Marktforschung von A–Z. Unten im Tal gleißt der Zürichsee, am Ufer schrammen Straßenbahnen vorbei.

Liechti klickt, scrollt und findet schnell, was er gesucht hat: 315.000 Besucher auf seiner Homepage zwischen Januar und Mai, 44 Prozent mehr als vor einem Jahr. 102.000 visitors allein aus Deutschland – plus 260 Prozent. "Der traffic performt gut", sagt Liechti. "Der traffic ist die Mutter des Umsatzes."

1999 – genau 100 Jahre nachdem Klaus Hibbes Urgroßvater Gustav in einer Neustädter Scheune einen Malerbetrieb gründete, wo er wenig später auch Farben, Tapeten und Pinsel verkaufte – ging in der Schweiz Samy Liechti mit seiner Website [www.blacksocks.com](http://www.blacksocks.com) online. Er hatte eine Idee: Er würde schwarze Herrensocken verkaufen. Übers Internet. Im Abonnement. Immer drei Paar, alle vier Monate.

"Es ist doch so", sagt Liechti: "Kein Mensch kauft gern Socken, aber jeder braucht immer wieder welche. Ich habe da eine neue Schnittstelle geschaffen: Wenn der Mann nicht zur Socke kommt, kommt die Socke zum Mann."

Liechti trägt helle Wildlederschuhe, passgenaue Jeans und ein himmelblaues Hemd, das er niemals in die Hose stecken würde. Seine Locken hat er mit Gel gebändigt. Liechti ist 45, Klaus Hibbe und ihn trennen nur ein paar Monate und doch Welten. Während Hibbe von seinem "Vollsortimenter" redet, vom Geschäftsprinzip "Alles für alle", spricht Liechti über "Zielgruppen-Scoring" und "customer awareness". Kaufhäuser hält er für todgeweiht, weil sie ein "synchrones Medium" seien: "Immer muss einer warten, dass einer vorbeikommt." Viel zu teuer. Viel zu kompliziert. Sein Laden hat immer geöffnet. Jeder kann ihn von jedem Ort der Welt aus betreten. Und wird dort von Samy Liechti empfangen, der in einem Video schmunzelnd erzählt, er werde die Welt von ihren "Sockensorgen" befreien.

Inzwischen sind auf Liechtis Computer 60.000 Kunden aus 75 Ländern gespeichert, rund um die Uhr treffen Bestellungen aus der Schweiz, aus Frankreich, aus Italien, aus Russland, aus China, aus den USA ein. Sogar Ruanda und Bhutan sind

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

auf seiner Weltkarte als eroberte Gebiete eingefärbt. Auf Liechtis Server liegen Namen und Adressen von 1.890 Kunden in Berlin, 1.275 Kunden in Hamburg, 2.576 Kunden in München. In Neustadt am Rübenberge sind es auch schon zwei.

Es sind auch Liechtis Päckchen, die die Postboten an Hibbes Schaufenstern vorbeitrugen.

Socken. Seit 44 Jahren verkauft Alma Nölle im Kaufhaus Hibbe nichts anderes als Socken und Strümpfe. Babysocken, Stoppersocken, Wadensocken, Kniestrümpfe, Nylonstrümpfe, Stützstrümpfe. Dass das jetzt auch im Internet möglich sein soll, begreift sie nicht. "Der Kunde muss doch den Stoff fühlen", sagt sie.

Alma Nölle ist eine kleine Frau mit gewelltem Haar, Strickjacke, Lesebrille. Die Jahre im Kaufhaus haben ihren Rücken gerundet und ihrem Körper eine dienende Haltung aufgezwungen: Ein wenig gebückt und unterwürfig steht sie vor ihren 22 Regalmeter Strumpfmode im Ausverkaufsrummel und versucht, die Fassung zu bewahren.

Gerade hat ein Rentner bei ihr Strumpfhosen für seine Frau gekauft und gefragt, wo im Ort er die künftig finden könne. Alma Nölle hatte keine Antwort.

In der ersten Etage wollte ein Kunde von einer jungen Kollegin wissen, wann es denn auf sie selbst Rabatt gebe.

In der zweiten Etage ist das Kaufhaus schon tot, ausgeweidet, starren nackte Schaufensterpuppen ins Nichts.

"Dieses Ende ist so schreck...", sagt Alma Nölle und hat Mühe, den Satz zu Ende zu bringen.

Alma Nölle erzählt ihre Geschichte mit der Verblüffung eines Menschen, der nie damit gerechnet hat, dass die Nachrichten aus Zeitungen und Fernsehen auch ihn selbst einmal betreffen könnten. "Zum 40. Dienstjubiläum vor fünf Jahren habe ich noch eine Armbanduhr bekommen", sagt sie.

Alma Nölle war 15, als sie bei Hibbe anfing. Eine Bauerntochter, ein Mädchen noch, das davon ausging, das ganze Leben an einem Ort, bei einem Arbeitgeber zu

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

verbringen. Das nicht wissen konnte, dass es einmal so etwas wie Internet und Onlinehandel geben würde.

Der 1. April 1969 war Alma Nölles erster Arbeitstag. Damals waren die Amerikaner noch nicht auf dem Mond gewesen, Willy Brandt war noch nicht Kanzler und Woodstock noch Zukunft. In Neustadt am Rübenberge trugen die Männer Hüte, die Frauen Röcke und die Verkäuferinnen bei Hibbe Kittel. Der graue Klotz in der Marktstraße war neu, ein architektonischer Ausdruck von Zukunftslust, zur Eröffnung schrieb die Leine-Zeitung auf ihrer Titelseite: "Die vielen Hunderte von Zuschauern waren nicht mehr zu halten, als an Luftballons hängende Geschenke auf die Marktstraße herunterschwebten. Für einige Minuten wurde der Fahrzeugverkehr unterbrochen. Der Musikzug der Wunstorfer Feuerwehr spielte zur Feier des Tages." In derselben Ausgabe warb die Firma Bosch mit den Sätzen: "Früher oder später werden Sie sich auch einen Geschirrspüler kaufen." Und der Konkurrent AEG empfahl "zum Muttertag das richtige Geschenk: den Leichtbügler Perfect".

Im Kaufhaus Hibbe hatten Kinder ihr erstes Rolltreppenerlebnis, es gibt bis heute keine zweite Rolltreppe im Ort. Im Kaufhaus stritten Teenager und Eltern über die Frage "Cord oder Jeans?", bis irgendeine Verkäuferin mit der Autorität einer Verbraucherzentrale ihr Urteil fällte. Im Kaufhaus fielen Lebensentscheidungen: Pelikan oder Geha? Uhu oder Pritt? Puma oder adidas? Wurde ein Konfirmationsanzug gesucht, dann im Kaufhaus. War ein Regenschirm verschwunden: Kaufhaus. War der Malblock voll: Kaufhaus. War die Matratze durch: Kaufhaus. Sprach das ganze Land von Schnellkochtöpfen: Kaufhaus.

Im Kaufhaus konsumierte sich die junge Bundesrepublik den Krieg von der Seele. Das Kaufhaus war Anlaufstation für alle Lebenslagen und Einkommensklassen. Irgendwie folgerichtig, dass die RAF ihren ersten Anschlag auf das System in einem Kaufhaus verübte, 1968 in Frankfurt am Main. Dass zwei Jahrzehnte später ein Kaufhauserpresser namens "Dagobert" landesweite Berühmtheit errang und die ZDF-Kaufhaussaga Der große Bellheim noch 1993 zehn Millionen Menschen fesselte.

All die Jahre versorgte Alma Nölle die großen Füße der norddeutschen Bauernsöhne und die kleinen Füße der italienischen Gastarbeiter mit Socken. Sie riet Frauen, deren Hintern für die gewohnten Nylons zu breit geworden waren, vorsichtig:



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

"Vielleicht ist es bequemer, eine Nummer größer zu nehmen ..." Die Frage "Kann ich Ihnen helfen?" gewöhnte sie sich auf Geheiß des Chefs ab, wegen des Risikos, ein "Nein" zu hören. Nun also: "Sie suchen ein Paar Socken?"

Alma Nölle sah Kinder erwachsen werden und Eltern vergreisen. Sie versteckte sich nicht hinter ihren Regalen, wenn die Witwen kamen, "um montags ein Knäuel Wolle zu kaufen, dienstags ein Paar Strümpfe, mittwochs einen Bleistift – vor allem aber, um zu reden".

Das "synchrone Medium" Kaufhaus, das Samy Liechti zu kraftraubend ist: Für die Alten und die Einsamen in jeder Stadt ist es auch Sozialstation. Für die Kinder der Ort, sich in Spielzeugwelten zu träumen. Für jene ohne Auto einziger Anlaufpunkt, wenn mal ein Knopf fehlt.

Treppauf, treppab erzählen die Verkäuferinnen bei Hibbe jetzt noch einmal ihre Geschichten.

Alma Nölle, die vor Tausenden Kunden auf die Knie gegangen ist und von der ein Kollege sagt: "Die ist so lange da, die hat schon eine Inventarnummer im Nacken."

Sigrid Bülow, die den Neustädtern im mittlerweile geschlossenen Kaufhaus-Reisebüro die ersten Flugreisen nach Torremolinos verkaufte und dann zu den Uhren wechselte.

Carina Autsch, die in der Spielzeugabteilung Tag für Tag den gleichen Satz hörte: "Mama, ich muss dir unbedingt was zeigen!" Die den Kindern den Zauberwürfel und Kartenspiele erklärte. Der dieselben Kinder von guten und schlechten Zeugnissen erzählten. Und manchmal von der Scheidung der Eltern.

In letzter Zeit ließen sich die Kunden zwar noch beraten, zogen dann aber ihre Smartphones aus der Tasche, Kaufhäuser im Kleinformat, googelten noch im Laden, wedelten dann mit ihren Funden wie mit Beweismitteln und riefen: "Im Internet ist es aber billiger!"

Irgendwann merkten die Verkäuferinnen: Sie mussten keine Regale mehr auffüllen. Sie falteten T-Shirts, die schon gefaltet waren. Sie wischten Staub, wo längst alles sauber war. Sie standen rum, als wären sie im Kaufhaus vergessen worden.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

"Manchmal bin ich zum Büchertisch und hab mir ein Buch genommen", sagt Alma Nölle, erschrickt, als habe sie mit diesem Satz Schuld auf sich geladen, räuspert sich den Schreck aus der Kehle und sagt: "Ich hab's aber immer nur angelesen."

Wie alle anderen 40 Angestellten der Kaufhaus Hibbe GmbH & Co. KG – vier Männer, 37 Frauen – hat sie jetzt aus der Personalabteilung ein DIN-A4-Formular bekommen: Angaben zur Zeugniserstellung. Dort soll sie ihren Namen, ihr Geburtsdatum und ihre Stationen im Kaufhaus Hibbe eintragen: 1 Jahr Süßwarenabteilung, 44 Jahre Strumpfmode.

Ein Blatt für ein Berufsleben. Ein Blatt für die Arbeitslosigkeit. Ein Blatt als Beleg einer Epochenwende.

In Deutschland schließen die Kaufhäuser wie vor einem halben Jahrhundert die Zechen. Hertie existiert nicht mehr, Horten ist verschwunden, beim Karstadt-Konzern hat jetzt die neue Chefin nach nur fünf Monaten schon wieder aufgegeben (siehe auch Wirtschaft, S. 25) . Mittlerweile werden 26 Prozent aller Foto- und Videokameras online verkauft, 30 Prozent aller Bücher und Kalender, 32 Prozent aller Babyartikel und Spielwaren. In den Vereinigten Staaten verrotten an den Rändern der Städte schon riesige Shopping-Malls, für die sich nur noch Facebook-Gruppen wie die Dead Mall Enthusiasts interessieren – Fans und Freunde toter Einkaufszentren. Sie fotografieren die leeren Kathedralen des Konsums wie einst das deutsche Künstlerpaar Bernd und Hilla Becher zerfallende Hochöfen und Kokereien im Ruhrgebiet. In Deutschland, schätzt der ehemalige Karstadt-Vorstandsvorsitzende Helmut Merkel, würden maximal 60 Kaufhäuser "an hochfrequenten Standorten" überleben. Es gibt 76 Großstädte in der Bundesrepublik. Auf Rang 60 liegt Fürth, auf Rang 61 Ulm.

Wer trägt die Schuld? Die Kunden? Onlinehändler wie Samy Liechti? Kaufleute wie Klaus Hibbe? Ist Schuld überhaupt der passende Begriff?

Klaus Hibbe war 29, als in den Neunzigern sein Vater starb und er das Kaufhaus übernahm. Ein junger Kronprinz, beschäftigt mit dem Bewahren einer alten Idee, während Land und Leute sich rasant verändern, mobiler werden, im Verkehr und im Netz: Nach dem Geschirrspüler und dem "Leichtbügler Perfect" haben sie sich nämlich auch ein zweites, drittes Auto zugelegt, mit dem sie zum Einkaufen auf die

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

grüne Wiese fahren, wo es Parkplätze und Discounter, Baumärkte und "billiges Gelumpe" gibt, wie Hibbe sagt. Zur Arbeit pendeln die Leute heute in die Großstadt, wo sie nach Büroschluss auch ihr Geld ausgeben, seit die Läden länger geöffnet haben. Wenn sie nicht gleich im Internet bestellen.

Klaus Hibbe, der wie ein Kulissenarbeiter durch sein eigenes Kaufhaus läuft, Regale zerlegt, Kabel durchschneidet, provisorische Wände einzieht, "die Fläche verkleinert", sich mit Arbeit betäubt, erzählt die Geschichte vom Tod der Warenhäuser als Geschichte voller Verrohung und Egozentrik, voller Menschen, die nicht mehr staunen können und nicht mehr dankbar sind. "Früher hatten wir drei unterschiedliche Sorten Fußballschuhe im Sortiment, alle von adidas: den Samba, den Universal und den Rom. Jetzt gibt es ungefähr 128 verschiedene Paar Fußballschuhe – und wenn ich Nummer 127 in Leuchtorange gerade nicht dahabe, sondern nur Nummer 126 in Froschgrün, sagt die Mutter zu ihrem Sohn: In diesen Saftladen brauchen wir nicht mehr gehen."

Es ist, als beiße sich der Individualismus von heute mit dem Gleichheitsgrundsatz, der die Kaufhäuser groß machte: Hier gab es vor gut hundert Jahren erstmals feste Konfektionsgrößen zu festen Preisen. Am erfolgreichsten war das Geschäftsmodell, als VW kaum mehr als den Käfer anbot und die Fußballstadien noch keine Logen hatten. Es war Ausdruck einer egalitären Idee – die einige wenige Familien sehr reich machte, große Kaufhausdynastien wie die Wertheims in Berlin und kleine wie die Hibbes in Neustadt.

Jetzt genügen 40.000 Artikel nicht mehr. Und wenn etwas fehlt, kommen die Kunden nicht auf den Gedanken, dass auch ihre Extravaganz damit zu tun haben könnte. So sieht es Klaus Hibbe, der versucht, seinen Groll für sich zu behalten, und doch einmal sagt: "Die Menschen sind Tiere."

Samy Liechti in Zürich erzählt die Geschichte vom Sterben der Kaufhäuser anders: als Geschichte einer Demokratisierung, als das Ende von Hierarchien und Herrschaftswissen. Gerade hat er sich für 30 Euro Versandkosten einen Tisch in den Vereinigten Staaten bestellt, weil es der war, der ihm am besten gefiel. Sein Lieblingswein, sein iPad, sein Rucksack: online gekauft. "Die Welt wird flacher", sagt Liechti. Wieso sollte er sich dem Sortiment des örtlichen Möbelhändlers ausliefern?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Warum seine Hobbys nach dem Angebot des lokalen Sportgeschäfts ausrichten?  
Weshalb auf das Weltwissen einer einzigen Reisefachverkäuferin vertrauen – jetzt, da es überall Urlaubsportale voller Benutzerbewertungen gibt?

Liechi ist Sohn einer Stewardess, er wurde im schweizerischen Biel geboren, genau auf der deutsch-französischen Sprachgrenze – von Beginn an bestand sein Leben nicht aus Verpflichtungen, sondern aus Optionen. Er spricht Deutsch, Französisch und Englisch. Er hat in St. Gallen, Paris und Toronto Betriebswirtschaft studiert, dazu Publizistik. Er hat Marketing für McDonald's gemacht und den Börsengang des Schweizer Telekommunikationskonzerns Swisscom betreut. Er tut alles, um nicht wie ein Kaufmann, sondern wie ein Kunde zu denken. Oder zumindest wie jemand zu wirken, der wie ein Kunde denkt.

Aber was denkt der Kunde?

Liechi versucht, ihm durch den Monitor hindurch in die Seele zu blicken. Er weiß, dass der Kunde im Schnitt eine Minute und 21 Sekunden auf seiner Blacksocks-Website bleibt. Er weiß, wie viele Kunden vom Onlineportal der Neuen Zürcher Zeitung zu ihm kommen. Er zeichnet auf, welche Wege die Computermaus der Kunden auf seiner Homepage nimmt, erstellt aus den Daten "heatmaps" und lässt daraufhin Texte umschreiben und Fotos wechseln – viel schneller, als Klaus Hibbe in Neustadt ein Schaufenster umdekoriert. Nach einem eigenen Algorithmus berechnet Liechi alle zwei Wochen die "Kaufwahrscheinlichkeit" seiner Kunden und schickt den aussichtsreichsten zehn Prozent kurze Mails, in deren Betreffzeile keine Wörter wie "gratis" oder "Rabatt" vorkommen dürfen, weil solche Mails im Spam-Ordner landen. Soeben hat Liechi einen Brief an 4.000 Kunden formuliert, die seit drei Jahren nichts mehr bestellt haben. Das Schreiben beginnt so: "Ihre Füße und unsere Socken sind alte Bekannte, sie haben viel Zeit miteinander verbracht."

"Wir wollen spitzbübisch sein", sagt Liechi.

An einem Morgen im Mai bekommt Liechi in seinem Loft Besuch von einem Mann mit Anzug und Aktentasche. Es ist ein Manager des Kreditkartenkonzerns Viseca mit 1,2 Millionen Kunden. Viseca hat gerade ein Bonusprogramm gestartet. Die beiden Männer verhandeln, zu welchen Bedingungen Blacksocks mitmachen

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

könnte. Der Manager präsentiert die Idee: 1,2 Millionen Kreditkartenkunden sollen im November per Brief von Blacksocks erfahren, vermutlich irgendwo zwischen Autovermietungen, Frauendessous und nordischer Naturkosmetik.

Liechti zieht das Zitronengesicht eines Unzufriedenen. Er hält nicht viel vom November. Er will, dass seine Marke in den ersten Januartagen im Gespräch ist. "Da ist die Kommunikationskonkurrenz viel kleiner. Die Leute räumen auf, werfen vergammelte Mandarinen und durchlöchernte Socken weg und sind offen für Neues."

Er wolle auch weg von dieser One to mass- Werbung, sagt Liechti. 1,2 Millionen Mal der gleiche Brief an 1,2 Millionen unterschiedliche Menschen? Lieber wäre ihm etwas mehr one to one . "Ich will nicht die Schrotflinte. Ich will den Sniper."

Nach einer Stunde werden die zwei Männer sich einig: Im Januar wird Viseca noch einmal seine Kundendaten sieben und 30.000 Briefe nur an potenzielle Blacksocks-Käufer verschicken. Viel beschäftigte Männer über 30, deren Kreditkartenumsatz von Wohlstand erzählt. "Time short, money rich!", sagt Liechti. Bei Männern über 80 solle Viseca dann aber "die Altersguillotine" fallen lassen.

Wenn die RAF heute noch einmal das System erschüttern wollte, würde sie wohl keine Bombe mehr in einem Kaufhaus zünden, sondern in einem Rechenzentrum.

Ausgiebig redet Liechti über "datengetriebenen E-Commerce" und "Visibilität im Web", ohne einmal auf Socken zu sprechen zu kommen. Er lacht, als er das merkt, und sagt: "Die Socke an sich ist ja auch das langweiligste Produkt der Welt."

Es wäre unfair, zu behaupten, dass Liechtis Socken zu dem "billigen Gelumpe" zählen, das Klaus Hibbe in der neuen Einkaufswelt vermutet. Liechtis Socken werden in einem italienischen Familienbetrieb gestrickt. Ob das Garn für seine Kaschmirstrümpfe tatsächlich aus dem Unterfell von Kaschmirziegen gesponnen wurde, lässt Liechti in Labors prüfen, per DNA-Analyse.

All diese Informationen sind auch auf seiner Homepage zu finden, aber nicht so leicht wie die Gründungslegende seiner Firma: In einem der vielen Videos erzählt Liechti, die Idee zum Socken-Abo sei ihm bei einem traumatischen Erlebnis gekommen. Bei einem Geschäftsessen mit japanischen Managern habe er in einem

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Teehaus die Schuhe ausziehen müssen – dann "kam etwas zutage, was eigentlich hätte verborgen bleiben sollen": ein Loch in der Socke.

So, wie Bill Gates den Weltkonzern Microsoft in einer Garage begründet haben soll, will Sammy Liechti seine Geschäftsidee angesichts des eigenen großen Zehs gekommen sein? "Da steht ja ausdrücklich Gründungs-le-gen-de", sagt Liechti und lächelt sein Website-Lächeln.

Es ist seltsam. In Zürich erfindet Sammy Liechti einen Gründungsmythos, um seinen Kunden eine Geschichte erzählen zu können, weil er glaubt: "Keine Zukunft ohne Herkunft." In Neustadt am Rübenberge könnte Klaus Hibbe den Kunden von seinem Urgroßvater Gustav berichten, sagt aber andauernd: "Davon hab ich nichts." Als wolle er sich nicht auch noch vor seinen Ahnen rechtfertigen.

Wäre Liechti Hibbe, er hätte das Kaufhaus wohl längst zu Gustav's World, est. 1899 umgestaltet: Einer für alle! Ich für euch! Vermutlich würde einer seiner Mitarbeiter – als zwirbelbärtiger Gustav verkleidet – grüßend am Eingang stehen. Die Menschen haben ja alles. Ihr Bügeleisen, ihre Geschirrspülmaschine, ihren Fernseher, eigentlich auch genügend Socken. Es geht jetzt um die Frage: Wie gelingt es, sie zu überreden, trotzdem zu kaufen?

Liechti glaubt nicht daran, dass im Handel nur das alte Argument "Lage, Lage, Lage" zählt. Wer "Lage" hat, kann nicht weg. Wer "Lage" hat, hat Fixkosten. Hibbes Kaufhaus verbraucht Jahr für Jahr 400.000 Kilowattstunden Strom, verschlingt 40.000 Liter Heizöl. Es muss leuchten und glitzern wie ein Kleinstadtzirkus – Rolltreppe, Licht und Lüftung. Liechtis Internetdomain kostet 30 Euro im Jahr – da fallen die 2.500 Euro für Nespressokapseln stärker ins Gewicht.

Vor mehr als zehn Jahren ist Klaus Hibbe in die Kommunalpolitik gegangen. Er sitzt für die CDU im Stadtrat, im Bau- und Umweltausschuss, im Verwaltungsausschuss und im Abwasserbehandlungsbetriebe-Ausschuss. Er ist Fördermitglied bei der Feuerwehr und im Freibadverein. Doch das nützt ihm nichts mehr, die neue Einkaufswelt ist ortlos. Neustadt, Zürich, New York – im Netz alles gleich weit entfernt. Und während Hibbe ständig mit dem Erhalt von etwas Altem beschäftigt ist, erfinden Leute wie Liechti dauernd Neues. Statt Lage, Lage, Lage zählt

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

jetzt Idee, Idee, Idee. Preis, Preis, Preis. Marke, Marke, Marke. Und Gefühl, Gefühl, Gefühl.

Aber wie weckt man ein Gefühl, wenn Anfassen und Anprobieren allein den Kunden nicht mehr genügen? Welches Einkaufserlebnis, welches Versprechen lockt die Menschen noch in einen Laden? Nike stellt seine Turnschuhe in kargen Flagship-Stores aus, die Galerien gleichen. Die Modekette Abercrombie & Fitch platziert halb nackte Muskelmänner vor ihren Shops. Hollister versprüht Parfüm wie Weihwasser. Wo in den Innenstädten früher "Modehäuser" waren, stehen heute Markentempel von Benetton, s.Oliver, Esprit. Denn so, wie sich die Menschen früher erst einer Religion und dann einer Partei zugehörig fühlten, sind sie heute markengebunden: Es gibt Apple-Identitäten, Lacoste-Lebensläufe und Hugo-Boss-Biografien. Klaus Hibbe hatte keine Idee, wie er diesem massenhaften Individualismus in seinem Provinzkaufhaus hätte gerecht werden können. Je einen Quadratmeter Apple, Lacoste, Boss? Eine Parfümdusche am Eingang? Und Alma Nölle im Bikini?

Mit Beginn des Insolvenzverkaufs hat Hibbe sein Kaufhaus an einen Trupp professioneller Ausverkäufer übergeben: sechs Männer und Frauen, die einst selbst ihre Geschäfte schließen mussten und seitdem nichts anderes tun, als einen insolventen Laden nach dem anderen "leerzuverkaufen", wie der Chef der Gruppe sagt. Er hat in den vergangenen 13 Jahren mehr als 600 Läden abgewickelt. Ein Branchenbestatter.

Im Pausenraum des Kaufhauses hatte der Ausverkäufer den Angestellten "die Rabattdramaturgie" der letzten Wochen erklärt: erst 20 Prozent auf alles, dann 40, dann 50, schließlich 70. "Wir werden im Umkreis von 50 Kilometern die Billigsten sein", sagte er. "Die Kunden werden hier durchgehen wie die Wildschweine!" Er habe extra "konsumige Ausverkaufsware" bestellt, T-Shirts, Polohemden, Sommerhosen, ein bis zwei Jahre alte Restposten, Markenware, aber billig. Er fragte: "Sie haben Kundentoiletten? Die sind dann bitte ab sofort defekt! Toiletten sind Klauplätze." Die Verkäuferinnen bat er, "die Manndeckung" der Kunden aufzugeben, keine Bestellungen mehr aufzunehmen, keine Geschenke mehr einzupacken. "Von jetzt an wollen die Leute keine Beratung mehr, eigentlich auch keine Ware. Die wollen nur noch den Rabatt."

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Vor ihm saß Alma Nölle, in ihren Augen nichts als Müdigkeit. Hinter ihr brummte der Gemeinschaftskühlschrank, darauf klirrten leise die persönlichen Kaffeetassen der Mitarbeiter. Eine Installation wie fürs Museum der Arbeit.

Es kommt dann wie erhofft, wie befürchtet: In der ersten Ausverkaufswochen macht das Kaufhaus 500.000 Euro Umsatz, etwa so viel wie sonst in einem Monat. Zu spät.

Im Foyer hat Klaus Hibbe noch einmal die alte Stereoanlage aufgebaut, mit der die Familie in seiner Kindheit zu Modenschauen über die Dörfer zog, Wirtshäuser und Festzelte beschallte. Sein Vater repräsentierte, seine Mutter moderierte, seine Schwester spielte Mannequin, er regelte Lautstärke und Klang. Jetzt ruft einer der Ausverkäufer in das alte Mikrofon: "Dieses Haus wird geschlossen – und Sie profitieren davon! ... Was Sie heute sehen, kann morgen schon weg sein! ... Je mehr Sie einkaufen, umso mehr können Sie sparen!"

Gefühl, Gefühl, Gefühl, wenn auch nur niedere Instinkte.

Tag für Tag werden die Kunden rüder. "Wann verschenken Sie endlich die Kleiderbügel?", fragen sie. "Wann beginnt die nächste Rabattstufe?" – "Bevor Sie's wegschmeißen, schenken Sie's mir lieber!" Die Leute treten ein Opfer, das schon am Boden liegt. Sie stecken sich Salzstreuer für zwei Euro in die Hosentaschen. Sie lassen Kugelschreiber und Buntstifte in ihre Kinderwagen rieseln. In den Umkleidekabinen ziehen sie drei T-Shirts übereinander an und schleichen sich davon.

"Ich verstehe das nicht", sagt Alma Nölle. "Wir sind doch eine kleine Stadt. Wir werden uns doch auf der Straße wiedersehen."

Sie kann kaum noch schlafen.

Carina Autsch aus der Spielwarenabteilung hat Bauchschmerzen.

Sigrid Bülow, ehemals Reisebüro, heute Uhren, nimmt Magentabletten.

Klaus Hibbe wirft leere Kleiderbügel in Kartons. Jedem Bügel ruft er ein harsches "Zack!" hinterher. "Ich freue mich über jeden Tag, den ich dem Ende näher komme", sagt er.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Durch sein Kaufhaus streift ein junger Mann und kauft Kinderroller, Laufräder, Legosteine. Er hat einen Spielzeugladen in Hannover, seit Jahren hält er sich mit Rabattware im Plus, fährt zu Ausverkäufen bis nach Hamburg und Hessen. "Macht ja jede Woche einer zu", sagt er.

Als vor fünf Jahren Hertie im nahe gelegenen Laatzen schloss, hat Hibbe es genauso gemacht und Kleiderkarusselle mitgenommen. Fressen und gefressen werden im 21. Jahrhundert.

In Zürich steigt Samy Liechti in seinen alten Land Rover Defender und fährt auf der Autobahn 1 in Richtung Bern. Er nimmt die Ausfahrt Wettingen, kurvt durch die Tristesse eines Gewerbegebietes und parkt vor der Halle seines Logistik-Dienstleisters, in der ein Drucker jeden Tag Lieferscheine und Adressetiketten ausspuckt: US-77706 Beaumont/TX, DE-24111 Kiel, RU-127473 Moscow, DE-74080 Heilbronn, CN-200040 Shanghai, DE-32105 Bad Salzuflen.

Liechtis Ware füllt drei Metallregale. Außer Socken verkauft er jetzt auch Unterhosen und Hemden. An hüfthohen Tischen stehen zwei Frauen: Gaby, eine Schweizerin, und Vera aus dem Kosovo. Schweigend falten sie Pakete wie Pizzaboxen, legen Socken hinein, kleben die Etiketten auf.

Liechti ist gekommen, um zu schauen, wie weit die Frauen mit seinen Briefen an die 4.000 untreuen Kunden sind: "Ihre Füße und unsere Socken sind alte Bekannte ..." Gaby und Vera sollten sie in seinem Namen signieren, handschriftlich, damit es persönlicher wirkt. Aber jetzt fehlt ein "e" in der Unterschrift. Da steht "Lichti", nicht "Liechti".

Liechti sieht es nicht. Oder tut so, als sähe er es nicht. Gemäkel wäre jetzt schlecht.

Liechti weiß: Die Beziehung zwischen einem Onlinehändler wie ihm und den kritischeren Kunden hat zwei Bruchstellen. Zum einen sind da Umweltfragen: Wie viel mehr Verkehr entsteht, wenn eine Familie nicht mehr alles auf einmal beim Wocheneinkauf besorgt, sondern sich jedes Paar Socken, jede Batterie und jede Tintenpatrone per Paket liefern lässt? Es gibt auch schon Nudeln, Tee, Marmelade und Tampons im Abo.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Zum Zweiten sind da die Arbeitsbedingungen. Liechti kennt ja die Ausbeutergeschichten über Amazon und die Berichte geknechteter Paketboten.

Für seinen Logistiker arbeiten 29 Menschen, 22 sind fest angestellt, die anderen engagiert die Firma je nach Auftragslage. Die Frauen von Wettingen, beteuert die Geschäftsleitung, erhielten pro Stunde 21 bis 23 Franken, umgerechnet 17 bis 19 Euro. Das wäre mehr als der Mindestlohn, gegen den die Schweizer gerade in einer Volksabstimmung votiert haben. Mehr auch, als Alma Nölle im Kaufhaus Hibbe bekommt: 11,50 Euro je Stunde.

Der Onlinehandel ist so billig, dass man ihn sogar aus einem Hochlohnland wie der Schweiz betreiben kann. Allerdings gibt es in der modernen Einkaufswelt keine Alma Nölle mehr, die sich die traurigen Geschichten der Witwen anhört. Kein wirkliches one to one. Niemanden, der seit 45 Jahren da ist und mehr über seine Waren weiß als über Werbestrategien. Es gibt Gaby und Vera, die 4.000 falsche Autogramme schreiben. Es gibt den Webmaster Nik, 25, den Netzwerkadministrator Simon, 25, und den Marketingmann Cyril, 29. Und es gibt Samy Liechti, der in den zurückliegenden Monaten vier seiner fünf Büromitarbeiter ausgetauscht hat, um wieder "enthusiastischeres" Personal zu haben.

Siebenhundert Kilometer weiter nördlich macht Klaus Hibbe mitten im Ausverkauf einen Fehler. Vielleicht seinen ersten, sicher seinen schwersten: Mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern fliegt er für vier Tage nach New York. Zum Shoppen. Begründung: "Musste sein."

Die Betriebsräte sind entsetzt, die Verkäuferinnen verstört. Verlässt der Kapitän nicht als Letzter sein Schiff? Hatte Hibbe sie nicht gebeten, bis zum Ende zusammenzuhalten, statt in den Resturlaub zu flüchten? In der Personalabteilung treffen Krankmeldungen wie Misstrauensvoten ein. Jene, die noch zur Arbeit kommen, bereden ihre Sorgen plötzlich mit den professionellen Ausverkäufern. Die haben schon so oft erlebt, was ihnen gerade widerfährt.

Durch die Belegschaft geht ein Raunen: Wer war wem eigentlich eher egal? Den Kunden das Kaufhaus oder dem Kaufhaus die Kunden?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Hätte Hibbe den Menschen nicht ein bisschen zugewandter sein können? Hätte er nicht einen Fahrstuhl für die Gebrechlichen einbauen müssen, statt ausgerechnet die treuesten Käufer in den Lastenaufzug zu schieben? Hätte er die Fassade neu einkleiden sollen? Wenigstens die Böden austauschen können, anstatt sein Haus zu einem "Bedarfsdeckungspalast" verkommen zu lassen, wie einer der Ausverkäufer lästert?

Wenn Hibbe auch nicht alles ändern konnte: War nichts zu wenig?

Als Hibbe aus New York zurück ist, zerhackt er überzählige Regale mit einer Axt, prellt sich das Knie. Vielleicht gehe er ja in die Politik, sagt er. Denkbar auch: ein Bürojob bei der Industrie- und Handelskammer. Bloß kein Kaufhausleben mehr.

All die aufgestauten Fragen seiner Mitarbeiter beantwortet Hibbe mit Gegenfragen: Hat er denn keine Fachzeitschriften gewälzt? Ist seine Frau etwa nicht über die Textilmessen gelaufen? Haben die beiden nicht Marken wie Triumph, s.Oliver und Esprit in ihr Sortiment geholt? Zwölf Mal im Jahr die Kollektionen gewechselt für die Unersättlichen? 500 Euro bezahlt für jeden Quadratmeter ihrer feuerroten Tom-Tailor-Markeninsel? Und haben sie nicht mit dieser 1-Euro-Ecke ihr Kaufhaus verschandelt, wegen all der Gierigen und Geizigen? "Renovieren, umbauen, neu machen? Klar! Hätte ich tun können. Aber für das Geld hätte ich schon vor Jahren zehn Verkäuferinnen entlassen müssen."

Am 17. Juni schickt der Insolvenzverwalter allen Angestellten die Kündigung. Alma Nölle bekommt ihr Zeugnis. Sie liest: "... seit 1969 in unserem Unternehmen tätig ... hervorragende Fachkenntnisse ... Verhalten gegenüber Kunden stets vorbildlich ... danken Frau Nölle für die langjährige Verbundenheit mit unserem Unternehmen."

Für sein Unternehmen hat Samy Liechti schon wieder eine neue Idee: Er überlegt, irgendwann, irgendwo einen Laden zu eröffnen. Eher eine Repräsentanz. "Großartig wären 500 Quadratmeter an der Fifth Avenue", sagt Liechti. "Da hänge ich eine einzige Socke rein, leuchte die gut aus und stelle einen Türsteher davor."

Ein Türsteher hat auch vor dem Kaufhaus Hibbe Stellung bezogen, als dort der letzte Tag anbricht. Es ist Samstag, der 5. Juli 2014. FINALE!!! 70 % AUF ALLES!

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Im Erdgeschoss steht Alma Nölle noch einen Morgen lang in ihrer leeren Strumpfabteilung. Hinter ihr hängen die letzten fünf Paar Socken. "Das ärgert mich", sagt sie. "Dass ich die nicht loswerde."

Carina Autsch, ehemals Spielwaren, hat zwölf Bewerbungen geschrieben, an Aldi, Lidl, Fressnapf, und zwölf Absagen bekommen.

Im Pausenraum hat eine Kollegin eine Dose Kekse hingestellt, darauf ein Zettel mit den Worten: " Esst die Kekse mit Genuss / denn damit ist nun leider Schluss / ich hoffe auf ein Wiedersehn / denn es war hier doch sehr schön." Daneben, als "Dank und Anerkennung", für jeden Mitarbeiter eine Flasche Sekt und Marzipan. Die Geschenke stammen von den Ausverkäufern, nicht von Hibbe, der im Insolvenzfall 907 IN 199/14 – 0 – gerade genug verkauft hat, um verlustfrei aus der Sache rauszukommen.

Eine Viertelstunde vor dem endgültigen Geschäftsschluss beginnt Alma Nölle, zerwühlte Schals zu falten, als mache das noch Sinn, als gäbe es ein Morgen. Um 13.57 Uhr bleibt die Rolltreppe stehen. Um 13.59 Uhr erlischt das Licht. Aus dem Dunkel tritt Klaus Hibbe und schließt die Türen ab. Draußen steht ein junger Mann und will noch rein, er rüttelt an der Tür.

"Das war's jetzt!", ruft Hibbe durch das Glas. "Zu ist zu."

Anmerkung der Redaktion, 24. Juli 2014: In der gedruckten Fassung dieses Artikels waren zwei Vornamen falsch geschrieben. Wir haben das hier korrigiert: Nik ist nun Nic, Jill jetzt Yil.

## Fünf Mann und eine Revolution

*Vom Aufstand in der Ukraine sieht die Welt vor allem die Bilder aus Kiew. Der Kampf um Freiheit aber durchzieht das Land. In Lemberg blockieren junge Menschen einen Baumarkt, beten gen Westen und hoffen auf einen neuen Staat.*

Von Takis Würger, Der Spiegel, 24.02.2014

Als der Feind Feierabend macht, nimmt Andrej seine Mütze vom Kopf, richtet den Blick Richtung Europa und betet für die Zukunft der Ukraine. Es ist Nacht, minus 15 Grad Celsius, und an dieser Straße außerhalb der Stadt Lemberg drängen sich Andrej und seine Freunde nahe an eine Öltonne, in der so viel brennendes Holz steckt, dass sie glüht. Die Männer beten, weil sie Angst haben. Sie werden jeden Tag gewarnt, der Feind werde anrücken, und sie sind sich sicher, dass das stimmt. Sie wissen nur nicht, wann.

Hinter Andrej türmt sich mannshoch eine Barrikade, die er und seine vier Freunde errichtet haben. Reifen von alten Lastwagen stapeln sich dort und Säcke aus Plastik, in die die Männer Schnee geschaufelt haben. Vor dem Bollwerk haben sie einen zweiten Verteidigungsring angelegt und Holzpaletten aufgestellt, als erwarteten sie den Angriff schwerer Reiter. Hinter den Barrikaden erhebt sich gegen den Nachthimmel ein Gebäude, so groß wie ein Flugzeughangar. Auf dem Dach steht in königsblauen Buchstaben der Name einer Firma geschrieben: ЕПІЦЕНТР. Auf Deutsch heißt das: Epizentrum. Das Epizentrum ist ein Baumarkt.

Andrej blockiert einen Baumarkt, weil er glaubt, dass dieser Markt zum Firmenimperium der ukrainischen Präsidentenfamilie gehöre. Er glaubt, wenn er verhindert, dass Menschen in diesem Baumarkt Wandfarbe und Parkettboden kaufen, schade er damit dem Präsidenten Wiktor Janukowitsch. Die Blockade ist sein Beitrag zum Protest.

Andrej betet zehnmal das Ave-Maria und einmal das Vaterunser.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

"Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen. Ruhm der Ukraine, Ruhm den Helden."

Es geht um viel am Rand der Landstraße in Lemberg, dieser 700 000-Einwohner-Stadt, die auf Ukrainisch Lwiw heißt. Es ist weniger kriegerisch als in Kiew, wo Panzer auffahren und Menschen sterben. Aber es geht um dasselbe: um Freiheit.

Andrej sagt: "In Filmen gibt es manchmal ein Happy End, in dieser Geschichte gibt es nur ein End."

Er ist 28 Jahre alt, arbeitet auf dem Bau, ist groß und hager, und in seinen Bewegungen liegen die Präzision und Unruhe eines austrainierten Boxers. Alle Kleidungsstücke, die er trägt, sind schwarz. Unter seiner Mütze schauen zwei wache, blaue Augen in die Nacht.

Es gibt nur einen unter den fünf Männern auf dieser Blockade, der noch furchterregender wirkt. Ein kleiner, kräftiger Mensch, den alle nur "Bosch" nennen, weil er arbeitet wie eine Maschine von Bosch. Ein einziges Mal zeigt Bosch in den fünf Tagen, die wir mit ihm verbringen, eine nennenswerte Gefühlsregung, es geschieht, als er beim Holzhacken das Beil so hart schwingt, dass ein Holzkeil durch die Luft fliegt und knapp neben meinem Kopf auf den Boden schlägt. Da lacht er.

Es ist Anfang Februar, Andrej, Bosch und drei weitere Freunde blockieren den Baumarkt seit zwei Wochen und warten seitdem jeden Tag auf den Angriff. Sie erinnern an die Aktivisten der Occupy-Bewegung, die monatelang vor Banken kampierten und die Abschaffung des Kapitalismus forderten. Irgendwann bauten die Demonstranten die Zelte ab und gingen heim. Das Geld hatte gesiegt.

Das Geld in der Ukraine gehört wenigen Menschen, und die Familie von Wiktor Janukowitsch hat viel davon. Der Präsident war früher ein Automechaniker aus Donezk, zweifach vorbestraft, einmal wegen Diebstahls, einmal wegen Körperverletzung. Heute besitzt er einen Helikopter und einen Palast am Schwarzen Meer. Er hat sein Geld vor allem durch eine Holding angehäuft, die sein Sohn Alexander führt, ein gelernter Zahnarzt. Die Zeitschrift "Forbes" schätzte das Vermögen des Sohnes im vergangenen Jahr auf 500 Millionen Dollar.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Es ist nicht bekannt, ob die Firma Epizentrum mit ihren über 40 Baumärkten tatsächlich der Familie Janukowitsch gehört. Allerdings ist die ehemalige Besitzerin der Baumarktkette Mitglied der Janukowitsch-Partei. Unabhängige ukrainische Zeitungen berufen sich auf Insider, die sagen, dass 85 Prozent des Unternehmens dem Präsidenten gehörten. Andrej genügt das, als Beleg.

In Lemberg öffnet das Epizentrum um acht Uhr morgens seine Türen. Auf dem Parkplatz parken wenige Autos. Sie sind durch den Hintereingang vorgefahren, durch die zweite Zufahrt. Andrej sagt, er habe zu wenige Männer, um auch die zweite Zufahrt zu blockieren.

Die Blockade ist also eine halbe Blockade. Wer im Epizentrum Holzbeize kaufen will, fährt einmal um den Block, nimmt den Hintereingang und kauft Holzbeize. Die Blockade ist nur ein Symbol.

Bosch lebt als einziger der Männer dauerhaft auf der Barrikade, er schläft in seinen Schlafsack gehüllt auf einer selbstgezimmernten Bank. Andrej fährt jede Nacht für ein paar Stunden nach Hause. An diesem Morgen ist er auf einer Bank in einem Verschlag bei der Barrikade eingeschlafen. Bosch sitzt daneben und schaut wach in die Morgensonne wie ein Wolf, der ihn beschützt.

Warum das alles für ein Symbol?

Das fragt man sich, wenn man diese erschöpften Männer betrachtet. Wenn man mit ihnen gefrorenen Speck und malziges Kümmelbrot teilt. Wenn man die Kälte spürt, die einem den Rotz in der Nase gefrieren lässt. Wenn man Andrejs rußverschmierte rechte Hand betrachtet, an deren Mittelfinger ein Ring steckt, auf dem der Erzengel Michael einem Drachen seine Lanze in den Rachen rammt.

"Irgendwer muss es tun", sagt Andrej. Er ist wach geworden und trinkt einen Kaffee mit zwei gehäuften Esslöffeln Zucker, den er über dem Feuer der Öltonne gekocht hat. "Wir bleiben bis zum Ende."

Die Proteste in der Ukraine begannen Ende November, als Janukowitsch einem Abkommen die Unterschrift verweigerte, das eine Assoziierung der Ukraine mit der Europäischen Union regeln sollte. So eine Zusammenarbeit hätte ukrainischen Produkten den Weg auf den europäischen Markt erleichtert, aber auch die veraltete Wirtschaft der Ukraine der Konkurrenz Westeuropas ausgesetzt. Als Janukowitsch das

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Abkommen scheitern ließ, gingen ein paar junge Menschen aus Protest auf die Straße. Die ersten Versammlungen erinnerten an eine Studentenparty. Auch in Lemberg, das im Westen der Ukraine liegt, demonstrierten die Menschen, und Andrej demonstrierte mit. Er sagt, er interessiere sich nicht für die EU, aber für die Menschen.

Janukowitsch schickte seine Polizisten zu der Demonstration in Kiew und ließ die Menschen zusammenschlagen. Die Party war vorbei. Sie wich einer Wut, die dazu führte, dass mehr Demonstranten kamen, die Barrikaden errichteten. Dann passierte für einige Wochen wenig, und als ein paar Hooligans in Kiew nervös wurden, kippten sie Benzin in Flaschen, zündeten diese an und warfen sie auf Polizisten. Andrej fuhr Ende Januar nach Kiew und warf mit. Er trug eine schusssichere Weste und einen alten Militärhelm.

Er hatte Glück in Kiew. Vor seinen Füßen explodierte nur eine Blendgranate der Polizei. Er hat noch Schorf von Wunden an der Nase, die die Splitter gerissen haben.

Als Andrej damals auf dem Maidan stand, hörte er sich Reden an, bis es ihm langweilig wurde, sagt er. Im Auto auf der Rückfahrt von Kiew sagte einer der Reisenden: Warum blockieren wir Janukowitsch nicht da, wo er das Geld herbekommt? Was ist sein größtes Business in Lemberg? Einer googelte auf seinem Smartphone und fand auf irgendeiner Seite das Epizentrum. Nachts schlepten sie die Autoreifen und Holzpaletten vor den Eingang und versperrten ihn.

Warum das alles für ein Symbol?

Janukowitsch sieht seine Rettung eher in Moskau als in Brüssel. Er ist Putin näher als dem Europäischen Parlament. Aber in der Westukraine leben viele Menschen, die Geschichten erzählen wie Marija, die Großmutter von Andrej, die sagt: "Russen sind Verbrecher."

Marija ist 89 Jahre alt, geboren im Jahr 1924. Als sie sechs Jahre alt war, zwang Stalin die ukrainischen Bauern dazu, in Kollektivwirtschaften zu arbeiten. Sie mussten ihr Getreide abgeben. Drei Millionen Menschen verhungerten, so viele Menschen, wie in Berlin leben. Marijas Mutter weigerte sich, in der Kollektivwirtschaft zu arbeiten, da schlugen ihr Parteikommissare so lange auf die Nieren, bis sie starb, so erzählt es Marija.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Die Angst vor dem Einfluss der Russen treibt viele Menschen in der Westukraine auf die Straße. Diese Angst treibt Andrej an. Die Angst und die Wut über die Armut und Korruption.

Andrej und seine Freunde erzählen, es koste 100 Dollar, die ein Ukrainer an den Professor zahlen müsse, wenn er ein juristisches Examen mache. Wenn ein Ukrainer Auto fährt, fürchte er die Kontrollen von Verkehrspolizisten, die behaupten, er sei über eine rote Ampel gefahren, auch wenn es keine Ampeln gibt. Die Korruption geht einher mit Armut. Die Wirtschaftsleistung pro Kopf liegt bei 3900 Euro im Jahr, das ist weniger als ein Zehntel der deutschen Wirtschaftsleistung pro Kopf. Andrej sagt: "In diesem Land ist nur Geld wichtig, du kannst niemandem trauen."

Es ist Mittag geworden auf der Barrikade. Ab und zu schlüpfen Menschen daran vorbei und gehen einkaufen. Sie tragen später Plastiktüten an der Barrikade vorbei und schauen Andrej nicht in die Augen. Eine Zeitlang hatte er auch den Fußweg zum Baumarkt blockiert, aber dann sah er, wie Menschen versuchten, über den Zaun zu klettern.

Von innen sieht der Baumarkt aus wie ein Obi oder Hornbach. Nur die vielen Sicherheitsleute erinnern daran, dass man sich in der Ukraine befindet.

Wir hatten darum gebeten, den Chef des blockierten Marktes zu sprechen, aber der Pressesprecher der Firma sagte, dass das nicht möglich sei. Treffen dürfen wir stattdessen Irina Zinko, die einen anderen Epizentrum-Baumarkt in Lemberg führt, eine elegante Frau mit Lipgloss und einer funkelnden Kette aus Rotgold und Diamanten. "Nicht echt", sagt Zinko.

Sie beginnt das Interview mit einem Verweis auf die Bibel und sagt: "Wenn du Gutes tust, erwarte nicht, dass die Leute dich preisen." Dann sagt sie, die Firma sei nicht politisch involviert, sie wisse auch nicht, warum alle sagen, sie gehöre zu Janukowitsch. Sie könne nur sagen, wie viel Gutes diese Firma tue. Sie finanziere den Angestellten Urlaub in der Türkei, und sie unterstütze die ukrainische Nationalmannschaft der Gewichtheber.

Welche Verbindung hat das Epizentrum zu Janukowitsch, Frau Zinko?

"Ich will nicht darüber reden."

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Was ist Ihre eigene Meinung zu den Protesten?

"Ich will keine Erklärung über Politik abgeben. Wir wollen, dass die Bürger die besten Materialien zum Bauen haben."

Dann bittet Irina Zinko zu einer Führung durch ihren Baumarkt. Der Markt misst 28 000 Quadratmeter, er ist größer als ein Eishockeystadion. Zinko sagt, es arbeiteten 28 Putzfrauen ständig daran, den Markt sauber zu halten.

Über Andrej und seine Freunde sagt sie, das seien junge Leute, die nicht wüssten, was sie tun. Von der glattgewienerten, warmen Welt im Innern des Epizentrums aus betrachtet wirkt die Barrikade wie eine Müllhalde, und Andrej und seine Freunde erscheinen wie ein Haufen rußverschmierter Heckenpenner.

Andrej, der Junge vom Bau, hat Kernphysik studiert. Er bekam dafür ein Stipendium der Universität, sagt er, weil seine Noten so gut waren. Nach seinem Abschluss an der Universität vermittelte einer seiner Professoren ihm den ersten Arbeitsplatz. Er arbeitete ein Jahr im Management einer Elektronikfirma und versuchte dann, eine eigene Firma zu gründen, die Waren aus China importiert. Er beauftragte einen Händler damit, Waren zu kaufen. Der Händler betrog ihn, und weil Andrej die Polizei als eine Bande Verbrecher erlebt hatte, zeigte er den Händler nie an. Er eröffnete einen kleinen Lebensmittelladen vor dem Haus seiner Eltern, aber er ging fast pleite, weil ständig Kontrolleure vom Staat vorbeikamen, die Schmiergeld haben wollten. Nun arbeitet er mit seinem Bruder zusammen als Handwerker. Andrej hat die Ukraine nie verlassen und nie das Schwarze Meer gesehen. Eine Arbeit als Physiker findet er nicht, weil er dafür, so sagt er, Geld brauchte oder Kontakte. Wäre er in Deutschland geboren, würde er wahrscheinlich Karohemden tragen, Audi fahren und für die erste Eigentumswohnung sparen. Aber Andrej ist Ukrainer, 28 Jahre alt, fürchtet sich, seinen Nachnamen zu nennen, und wohnt in seinem Kinderzimmer im Haus seiner Eltern.

Er trinke nur dreimal im Jahr Alkohol, sagt er. "Nachladen" nennt er das. Er müsse alle paar Monate sein Gehirn ausschalten, sonst würde er durchdrehen.

Andrej erzählt seine Geschichte im Innern der Barrikade vor der Öltonne. Zuvor hat er versucht, mit einer Axt das Eis aufzubrechen, das wie Beton auf diesem Land liegt. Sein Freund Oleg, einer der Demonstranten, kommt angelaufen und sagt: "Sie

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

werden angreifen." Jemand habe ihn gewarnt, dass die Sicherheitsleute die Barrikade an diesem Tag zerstören wollen.

Andrej zieht sein Telefon aus der Tasche und ruft nacheinander seine Freunde an. Er sagt bei jedem Telefonat ungefähr den gleichen Text: "Du hast gesagt, dass ich mich melden soll, wenn was ist. Alle haben uns aufgegeben. Du hast gesagt, du würdest kämpfen. Wir versuchen, unsere Kämpfer zu sammeln. Wenn du kommen kannst, komm."

Nach und nach treffen junge Männer bei der Barrikade ein. Andrej begrüßt sie mit den Worten: "Ruhm der Ukraine", und die Männer antworten: "Ruhm den Helden". Es ist der Gruß der Ukrainischen Aufstandsarmee, Kämpfer, die mit der Wehrmacht kollaborierten und später als Partisanen gegen die Deutschen und gegen die Rote Armee kämpften. Andrejs Großvater war einer dieser Partisanen. Die Sowjets nahmen ihn gefangen und deportierten ihn nach Sibirien.

Andrej steht vor der Barrikade wie ein General und haut seine Fäuste abwechselnd in die Handflächen seiner Lederhandschuhe. Als es keiner seiner Freunde hört, sagt er, dass er nie Gewalt gegen die Sicherheitsleute des Epizentrums anwenden würde. Das seien seine ukrainischen Brüder. Wenn sie wirklich angreifen, werde er danebenstehen und zuschauen.

Oleg bekommt alle paar Minuten einen Anruf von einem Menschen, der ihm sagt, dass die Lemberger Opposition auseinanderfalle. Angeblich habe ein Anführer der Protestbewegung gesagt, dass Andrej und seine Freunde zu radikal seien. Andrej steht zwischen den eintreffenden Menschen und Nachrichten wie in einem Haufen Scherben.

Dieser Protest folgt keinem Plan. Es kann jederzeit alles passieren. Die Bewegung kann erlahmen oder eskalieren.

Es gibt auf dem Maidan nicht die Opposition, sondern Dutzende verschiedener Gruppen und vermutlich ebenso viele Männer, die von sich sagen, sie seien der Chef. Sie haben das gemeinsame Ziel, Janukowitsch zu stürzen, aber damit endet die Gemeinsamkeit. Es gibt Anarchisten, Kommunisten, es gibt die Anhänger von Julija Timoschenko und die nationalistische Swoboda-Partei, die gute Kontakte zur NPD pflegt, es gibt einen Boxer, es gibt Hooligans des FK Dynamo Kiew, eine Neonazi-

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Gruppe mit dem Namen "Weißer Hammer", es gibt die Geschäftsleute aus Odessa, die mehr Wettbewerb wollen, und ein Bataillon von Veteranen des sowjetischen Afghanistan-Krieges.

Anarchie hat Tradition in der Ukraine. 1917 schuf der Bauernsohn Nestor Machno dort eine anarchistische Volksbewegung. Die Rote Armee zerschlug die Bewegung später und jagte Machno aus dem Land.

In Lemberg stürmten Demonstranten im Januar den Sitz des Regionalgouverneurs und zwangen ihn, eine Rücktrittserklärung zu unterschreiben. Im Moment weiß niemand so genau, wer im besetzten Regierungsgebäude das Kommando hat. Der Bürgermeister von Lemberg jedenfalls schloss sich den Demonstranten an. Manche Lemberger sagen, ein ehemaliger Angestellter der ukrainischen Eisenbahn sei der wirkliche Chef, andere sagen: "Ich bin der Chef."

Ein ukrainisches Sprichwort aus der Tradition der Kosaken lautet: Hast du zwei Ukrainer, hast du drei Anführer.

Wenn Andrej einen Satz über einen Politiker sagt, beginnt er mit den Worten: "Ich will nichts Schlechtes über ihn sagen, aber ..." Andrej traut keinem der Politiker auf dem Maidan. Wenn man ihn fragt, was er von Vitali Klitschko halte, sagt er, Klitschko sei ein guter Boxer.

Andrej hat keine Antwort auf die Frage, wie dieses Land regiert werden soll, er weiß nur, dass es nicht so regiert werden soll wie im Moment und dass er Russland fernbleiben will. Er weiß allerdings auch, dass im Osten der Ukraine Millionen Russen leben und auch Millionen Ukrainer, die als Muttersprache Russisch sprechen. Und er weiß, dass es dort Städte gibt, in denen kaum jemand gegen Janukowitsch demonstriert und sich viele Menschen wünschen, endlich ans russische Reich angeschlossen zu werden. Die Ukraine liegt geteilt in Ost und West wie auf zwei tektonischen Platten.

Andrej sagt, es gehe um die Ukraine und nicht um Europa. Kiew liegt weniger als zwei Flugstunden von München entfernt, aber es dürfte schwer werden, sich mit der Mehrheit der Ukrainer auf Werte zu einigen, die in München gelten. Die Rassisten vom "Weißen Hammer" halten nicht viel von bunten Kulturen, Muslimen und dunkelhäutigen Parlamentsabgeordneten. In den Tagen, die wir in der Ukraine

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

verbrachten, haben wir nicht einen Menschen getroffen, der Homosexuelle gut findet. Unser Übersetzer sagte einmal beim Abendessen: "Wir sind einfach sehr traditionell. Wir wollen nicht, dass die ihre Paraden in unseren Städten machen." Es klingt wie ein Satz, den Wladimir Putin sagen könnte.

Einer der Männer, der angab, er sei der Chef der Lemberger Protestbewegung, sagte: "Wir wollen die Wirtschaft aus der EU, aber nicht die Werte."

Am Freitagmorgen stürmen die Mitarbeiter des Epizentrums die Barrikaden. Es sind vielleicht hundert Leute, die aus dem Eingang des Baumarkts strömen und über den Parkplatz laufen. Sie tragen Schilder in den Händen, auf denen steht: "Gebt den Kunden die Wahl" oder "Die Arbeiter des Epizentrums sind gegen Gewalt". Jemand vom Epizentrum hat die lokalen Fernsehsender informiert, und so filmen vier Kameraleute, wie die Angestellten über die Barrikaden herfallen. Andrej schaut den Menschen entgegen. Seine Lippe zittert.

Die Menschen bauen sich vor Andrej und seinen vier Freunden auf. Sie schreien, aber niemand fasst die Barrikade an. Eine der Angestellten brüllt Andrej ins Gesicht: "Wir kriegen kein Geld mehr, wenn die Barrikaden bleiben. Wir kriegen kein Geld mehr." Eine Angestellte gibt den Journalisten ein Interview und sagt, sie habe Andrej und seine Freunde beobachtet und gesehen, wie sie Alkohol aus Flaschen getrunken hätten, und dass das arbeitslose Menschen seien, die für diese Blockade bezahlt würden.

Kameraleute halten Andrej ihre Objektive ins Gesicht. Er sagt: "Wir sind nicht korrupt." Und als die Kameras weg sind, sagt er leise: "Wir haben viel geopfert. Wir haben nichts mehr übrig."

Als die Demonstranten zurück in den Baumarkt gehen und die Barrikade noch steht, fragt Andrej, ob wir ihn nach Hause begleiten wollen. Er stellt uns seiner Mutter vor und seiner Großmutter Marija, der er die Barrikade verschweigt, weil sie Probleme mit dem Blutdruck hat. Andrej bittet seine Mutter, für uns, die Besucher aus Europa, Borschtsch zu kochen und Wareniki, Teigtaschen mit Kartoffelfüllung. Er zeigt uns seinen Deutschen Schäferhund Rudolph und sein Zimmer, auf dessen Bett eine Decke mit Wolfsmotiv liegt, unter der Andrej von einem besseren Leben träumt. Auf dem

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Schrank in seinem Schlafzimmer liegt eine Gasmasken, zum Schutz vor dem Tränengas des Staats.

Andrej sagt: "Wir sind nicht da, um etwas in Lemberg zu ändern. Wir wollen das Land verändern."

Andrej geht es nicht um den Baumarkt oder ein Assoziierungsabkommen mit der EU. Aber es geht ihm darum, so leben zu dürfen wie ein EU-Bürger. Er will für sich selbst sorgen können, er will mit dem Auto fahren dürfen, ohne Furcht, Schmiergeld zahlen zu müssen. Er will in einem Land leben, in dem ein Mann als Physiker arbeiten darf, wenn er Physik studiert hat. Er träumt von etwas Einfachem. Diese Einfachheit gibt den Protesten in der Ukraine ihre Kraft.

Der Protest hat nicht nur ein Epizentrum, nicht das in Lemberg und nicht den Maidan in Kiew. Es gibt viele kleine Epizentren in den Leben der Menschen, die den gleichen Traum haben wie Andrej.

Sie finden, das Volk müsse aufwachen, und dafür müssen manche Menschen Opfer bringen, auf ihr Gehalt verzichten, kämpfen, frieren. Revolutionen werden nicht durch fünf Mann gewonnen.

Die Blockade ist nur ein Symbol. Dieser Satz ist falsch. Die Blockade ist ein Symbol. Vielleicht wird man Andrej und seine Freunde irgendwann Helden nennen.

Am Freitagabend taut es in Lemberg. Das Eis auf der Barrikade schmilzt, und in der Nähe der heißen Öltonne bildet sich ein kleiner Bach, der die Straße entlanggurgelt. Alles fließt.

An diesem Tag bekommt einer von Andrejs Freunden einen Anruf aus der Stadt Stryj, die 70 Kilometer von Lemberg entfernt liegt. Der Anrufer sagt, er wolle seine Solidarität bekunden, und dass er und seine Freunde anfangen werden, den Baumarkt des Epizentrums in Stryj zu blockieren. An diesem milden Freitag wirkt es so, als hätten Andrej und seine Freunde gewonnen. Er sagt: "Wir haben Angst, aber wir wollen keine Angst mehr haben, deswegen sind wir hier."

Am Samstag rücken Sicherheitsleute mit einem Traktor an und zerstören die Barrikade vor dem Epizentrum in Lemberg.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ein paar Tage später stürmen Unbekannte in der Stadt die Polizeikaserne und die Büros der Staatssicherheit und des Generalstaatsanwalts. Polizisten laufen zu den Aufständischen über. Das Stadtparlament erklärt seine Unabhängigkeit von Kiew.

Andrej und seine Freunde sammeln ihre Ausrüstung zusammen, Schienbeinschoner, Metallschilde, damit sie sich notfalls gegen das Regime wehren können.

Für kurze Zeit waren sie auch im Besitz eines Transportpanzers, den sie aus der gestürzten Kaserne geklaut hatten, aber andere Kämpfer nahmen ihnen den Panzer wieder weg.

Andrej wird seine Gasmaske vom Schrank in seinem Schlafzimmer nehmen. Er will nach Kiew reisen.

## Die verblühenden Gärten von Hoywoy

*Hoyerswerda ist eine Zumutung. Die Jungen sind weg. Die Alten sitzen in ihren Gärten. Was passiert, wenn sie sterben? Drei Wochen unter Kleingärtnern in einer Stadt, die in der DDR strahlende Zukunft war und heute unter ihrem Image leidet.*

Von Christoph Franz Dorner, Go Magazin der Zeitspiegel Reportageschule  
Günter Dahl, 26.09.2014

Makowski bog mit seinem blauen Nissan am Wasserturm rechts ab und preschte über eine betonierte Buckelpiste hinein in den Wald. Ich hinterher. Nach einem Kilometer erreichten wir die Bröthener Heide, die von Erlen, Espen und Birken eingerahmt ist und gleich neben der Bahnlinie nach Falkenberg liegt. Wir öffneten das Eisentor und gingen den Kiesweg hinunter. Ich erkannte den Garten bereits von weitem. Die wilde Hecke winkte mir zu.

Seit einem Jahr hatte niemand das Beet bestellt, den Rasen gemäht, die Äpfel und Brombeeren gepflückt, die orange-braune Markise vor der Laube ausgerollt, auf der Hollywoodschaukel gesessen. Garten 34 war ein Makel für die Bröthener Heide, 320 Quadratmeter Urwald eingerahmt von Kleingartenparadiesen. Ein Ort mit einer Würde, die nur Zeit schenken kann.

Als die DDR unterging war die Bröthener Heide eine Baustelle. Die Kleingartenanlage wurde gerade erst gebaut, und als sie fertig war, hatte die Hälfte der Pächter ihre Arbeit verloren oder rübergemacht. Seither hatte es in den 40 Gärten draußen im Wald geblüht: Als Steine auf das Asylbewerberheim flogen, und als die Lichter ausgingen, erst im Kombinat Schwarze Pumpe, dann in immer mehr Fenstern der Stadt.

In der Bröthener Heide war die Zeit ein Stück weit außer Kraft gesetzt und die Politik auch. Nur Garten 34 wies in die Zukunft. Er war Vorbote für das Ende. Er erinnerte die Nachbarin Elke daran, dass ihr nur noch wenige Sommer blieben.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Am Anfang war mir nicht klar, welche Geschichte ich erzählen würde. Nur den Ort, an dem sie spielen sollte, wusste ich: Hoyerswerda. Stadt, die in der DDR strahlende Zukunft gewesen war und nach der Wende mit jeder Minute Gegenwart mehr Vergangenheit geworden ist. Stadt der Braunkohle, der Plattenbauten und der Ausländerfeindlichkeit. Demontierte, schrumpfende Stadt. Stadt der Rechten, der Rentner und Kleingärtner.

Schrieben alle, sagten alle, dachten alle. Also dachte ich es auch. Bis ich dort war und herausfand, dass in den Kleingärten nicht nur Kartoffeln und Gurken wachsen, sondern auch Trost für die Einwohner einer Stadt, die man seit langem abgeschrieben hat.

Drei Wochen wollte ich mich in einem Schrebergarten einnisten, herumgärtnern und in einer Laube hausen, um einem ostdeutschen Schreber-Phänomen nachzuspüren, über das ich hundertfach im Netz gestolpert war. Gartenangebote, die nach leidlich getarnten Traueranzeigen klangen:

„Gut gepflegter Kleingarten mit Massivlaube und Terrasse. Geräteschuppen mitsamt Inventar. Strom-, Wasser-, und Brauchwasseranschluss vorhanden. Guter Obstbestand. Bohnen und Kartoffeln stehen gut.“ Beim letzten Satz stutzte ich: „All dies ist zu verschenken.“

Hatten uns all diese landlüsternen Magazine nicht weismachen wollen, dass Kleingärten wieder im Trend lägen? Mussten Familien in Berlin oder Leipzig nicht drei bis vier Jahre auf einen stadtnahen Garten warten und dann horrenden Ablösesummen für abgerockte Holzschuppen bezahlen? Und in den strukturschwachen Regionen im Osten gab es das alles, in tadellosem Zustand, für einen Appel und ein Ei? Hatten die Osis denn immer noch keinen Schimmer, wie freie Marktwirtschaft funktioniert?

Behämmertes Wessi-Vorurteil, logisch. Es war mal wieder ein knallhart demografisches Problem, mit dem sie in den strukturschwachen Gegenden im Osten zu kämpfen hatten, auf dem Wohnungsmarkt und nun in den Kleingärten: Leerstand.

Die DDR war eine Nation von Laubenpiepern gewesen. Noch heute ist jeder fünfte deutsche Kleingärtner ein Sachse. Doch wo die Gartendichte besonders hoch

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

war und Überalterung und Abwanderung seit Jahren die Bevölkerung aufzehren, musste die schönste Kleingartenwelt doch irgendwann in den Naturzustand zurückfallen, dachte ich.

Nicht die blumigsten oder gemüsigsten, nein, die verunkrautesten, überwuchertsten, insgesamt deprimierendsten Kleingärten wollte ich sehen, in Hoyerswerda, das seit der Wende jeden zweiten Einwohner verloren und über 8000 Wohnungen abgerissen hatte.

Der Mensch war hier dermaßen auf dem Rückzug, dass nachts bereits die Wölfe um die Kleingartenkolonien schlichen. Vor zwei Jahren hatten sie eine ganz Schafherde mit 21 Tieren gerissen – auf einer Wiese direkt neben der Bröthener Heide.

Bevor es losging, hatte ich mich schlau gemacht: Über 3700 Kleingärten gab es in Hoyerswerda noch. Entgegen der dramatisch gesunkenen Einwohnerzahl hatte sich die Anzahl der Gärten seit der Wende nur um etwa zehn Prozent verringert. Die Kleingärtner waren die Optimisten, die geblieben waren.

Auf meine Anfrage beim Verband in Hoyerswerda gab es genau eine Rückmeldung. Sie kam vom Vorsitzenden Makowski. „Eigentlich ist der Garten unzumutbar“, hatte er am Telefon gesagt und eine herausfordernde Kunstpause eingelegt. „Aber dann kommen Sie mal her.“

Bevor ich ankam hatten meine zukünftigen Nachbar das Chaos des Vorpächters beseitigt. Das Inventar der Laube bestand aus einem Klappbett, einer überdimensionierten, nussbraunen Schrankwand, einem Tisch, zwei scheusslichen grünen Sesseln, einer suspenden Kaffeemaschine, bulgarischem Kaffeeservice und einem Tischventilator, ohne den die Laube im Nu zur Sauna wurde.

Anfangs funktionierten Wasserpumpe und Boiler nicht. Nachbar Rudi, der Schweinezüchter, half, so dass nach zwei Tagen warmes Brauchwasser aus der Dusche kam, das braun schimmerte und metallisch roch. In der Küchenzeile fehlte eine Glühbirne, ich behalf mich mit einem schwach leuchtenden Weihnachtsbild von ausnehmender Hässlichkeit, das ich in einer Ecke der Laube fand.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Nach zwei Tagen gab der Kühlschrank den Geist auf. Er wurde prompt ersetzt, als ich einmal die Tür nicht abgeschlossen hatte. In den Neuen hatte jemand eine Flasche Wernesgrüner Bier gelegt. Im Holzschuppen, der mit einer billigen Stereoanlage und Säcken voller Altkleider zugestellt war, hing ein Wespennest, groß wie ein Fußball.

Die Wespen waren die eigentlichen Herrinnen der Laube. Sie hatten sich durch die Wände aus Pressholz gefressen und schossen aus dem Wandloch in das gekachelte Bad, weshalb ich es nicht wagte, beim Duschen die Augen zu schließen. Um 23:04 Uhr ratterte ein Güterzug vorbei, um 2:21 Uhr noch einer. Kurzum: Es war bestimmt kein Hotel, aber ich kam zurecht.

Ein Lehrerehepaar aus Hoyerswerda hatte den Garten 20 Jahre eisern bewirtschaftet, bis der Mann starb und der Frau der Weg in den Wald zu beschwerlich wurde. Danach versuchte eine Patchwork-Familie ihr Glück: Die Mutter und die vier Kinder waren den Nachbarn zu laut, der Vater, Matthias, bekam Probleme mit dem Herzen. Zurückblieben ein Laufrad und zwei Planschbecken hinter der Laube.

Es übernahm Reiner, ein Landschaftsgärtner. Anfangs hegten die Nachbarn große Hoffnungen in den arbeitslosen jungen Mann, doch der scherte sich zu wenig um die Gartenordnung und die Gemeinschaft, zahlte bald die Pacht nicht mehr und zog nach Chemnitz, um dort in einer Kneipe zu jobben. Garten 34 war zwar noch sein Besitz, aber nicht mehr sein Problem.

Seitdem sah Elke, 71 Jahre alt, mit wachsendem Kummer dem Unkraut im Nachbarsgarten beim Wuchern zu. Dass die Aussicht auf einen neuen Pächter nicht gerade rosig war, wusste sie. Reiner hatte den Garten bei Ebay inseriert, aber für eine Ablöse von 500 Euro würde ihn niemand übernehmen. Ganz hatte Elke die Hoffnung aber nie aufgegeben.

Also schob sie an einem Tag im Juni den Rasenmäher in den Nachbarsgarten, denn eine Hecke zwischen den zwei Parzellen gab es nicht, und mähte den Rasen. Juristisch gesehen ein Fall von Hausfriedensbruch, tatsächlich ein Sieg der Moral. Zwei Wochen später stand ich vor ihrer Tür, um mir Gartengerät auszuleihen.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Wie ein Kleingärtner fühlte ich mich nun nicht gerade, als ich begann, den Dschungel im Garten zu lichten. Eher wie ein Ungelernter von der Entrümpelungstruppe. Ich besorgte mir einen viel zu großen Arbeitsoverall und rupfte büschelweise meterhohe, von der Sonne verbrannte Gräser, Farne und Wildblumen aus dem Boden, deren Namen ich allesamt nicht kannte. Abends goss ich das übrig gebliebene Grünzeug, über das ich anderntags von Elke erfuhr, dass es auch wegkonnte. Im Grunde konnte alles weg.

Meine zwei linken Hände ohne grünen Daumen amüsierten die Nachbarn. Ich genoss Narrenfreiheit, eine Bewirtschaftung nach dem Bundeskleingartengesetz würde mir in drei Wochen eh nicht gelingen. Also simulierte ich einen Schrebergärtner, zeigte mich mit freiem Oberkörper wie die alten Herren in der Anlage, trank beim Frühschoppen mit und aß täglich einen Apfel vom Baum. Gurken und Zucchini bekam ich von Elke zugesteckt, der guten Seele der Bröthener Heide.

Elke zog 1974 aus Zwickau nach Hoyerswerda, wie so viele junge Menschen vor und nach ihr. Sie kamen in Busladungen, aus dem Erzgebirge und aus den thüringischen Tälern, aus anhaltischen Industriestädten, aus der Brandenburger Steppe und von den mecklenburgischen Seen. Der Teufel hatte sie gelockt, wie es ein sorbisches Sprichwort besagt. Denn der hatte in der Lausitz die Braunkohle vergraben, von der sie alle leben wollten.

Die Partei hatte einen Plan mit Hoywoy, so nannten die Menschen ihre Stadt. Seit Ende der fünfziger Jahre waren in der Neustadt Plattenbauten aus dem sandigen Boden geschossen. Die Wohnungen waren modern, hatten Fernheizung, Warmwasserversorgung, Einbauküchen. In den Wohnkomplexen wurde mit kurzen Wegen zu Kindergarten, Schule und Kaufhalle sozialistischer Alltag organisiert. Die Architekten jubelten: Diese Stadt wird goldrichtig. Sie wurde in vieler Hinsicht grundfalsch.

Denn Hoyerswerdas Zukunft wurde bedingungslos mit dem Braunkohlekombinat Schwarze Pumpe verknüpft, indem 16000 Menschen die Kohle aus den umliegenden Tagebauten zu Briketts, Stadtgas und Strom verarbeiteten.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Energie ist das Blut der Wirtschaft, sagen sie noch heute in der Lausitz, stolz und ein wenig trotzig, wenn Umweltschützer gegen den Klimakiller Braunkohle und die Umsiedlung ganzer Dörfer protestieren. Schwarze Pumpe war die schmutzige Herzkammer der DDR, Hoyerswerda ihr Vorhof.

„Schwarze Pumpe hat uns alle geschluckt“, sagte Elke abends bei einem Glas Bowle auf ihrer Terrasse. Die kleine Frau mit Brille und praktischer Kurzhaarfrisur war anders als viele Einwohner, denen man in der Stadt begegnen konnte, die Gesichter durch das Leben mit der Kohle hart und verschattet.

In ihrem Gesicht glühten die Herzensgüte einer Großmutter und der Behauptungswille eines Mädchens, das weiß, dass es im Leben wenig Wahl haben wird, aber seinen Stolz. Bis 75 wollte sie im Garten durchhalten, sagte Elke. Morgens und abends stieg sie in ihren Pool und schwamm ein paar Minuten im Kreis.

In Hoyerswerda hatten sie der gelernten Weberin eine Stelle als Verkäuferin im Centrum-Warenhaus versprochen. Stattdessen schickte man sie nach Schwarze Pumpe. Nachts reinigte sie die Kauen, die Wasch- und Umkleideräume. Keine schöne Arbeit, doch Elke beklagte sich nicht, denn sie war jung und glücklich. An Weihnachten stand sie mit ihrem Mann Jakob für grüne Apfelsinen aus Kuba in der Kaufhalle an. Elke flüsterte ihm ins Ohr: „Heute kenn' ich dich nicht.“ Am Ende gingen beide mit Apfelsinen aus der Kaufhalle.

Innerhalb von drei Jahrzehnten verzehnfachte sich die Einwohnerzahl von Hoyerswerda, von 7000 auf über 71000. Doch die jüngste und kinderreichste Stadt der DDR blieb zu lange eine Schlafstadt. Aus Reißbrett-Architektur allein entstand kein Lebensgefühl. Es gab kein Theater, kein Kino, kein Tanzlokal. Der Wohnungsbau hatte Vorrang.

Bereits am 9. August 1968 notierte die Schriftstellerin Brigitte Reimann, die in Schwarze Pumpe Kumpeln das Schreiben beibrachte, in ihr Tagebuch: „Vielleicht ist Hoyerswerda in zwanzig Jahren eine Geisterstadt wie die verlassenen Goldgräbersiedlungen.“

Du stinkst nach Schwarze Pumpe, sagten sie in der Neustadt nach der Arbeit zueinander. Vielleicht kam daher die Sehnsucht nach anderer Luft und einem

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Fleckchen Grün. Warum sich die Kleingärten zum Massenphänomen entwickelten, konnte niemand ganz genau erklären. Brot und Spiele, sagte der Verbandsvorsitzende Klekar. Trostpflaster für die Massen, sagte Schatzmeister Reinhardt.

Ich traf sie in einem Büro im fünften Stock eines Plattenbaus im Norden der Stadt, in den Etagen darunter die Wohnungsgesellschaft, die seit über einem Jahrzehnt die Hochhäuser der Neustadt auseinanderlegt. Sie sieht von oben mittlerweile aus wie eine halb leer gegessene Schachtel Pralinen.

Die Großbetriebe unterstützten den Bau der Kleingartenanlagen, die sich bald wie ein grüner Gürtel um Hoyerswerda schmiegt. Sie gaben Kredite, verliehen Maschinen, stifteten Baracken, die zu Vereinsheimen wurden. Und schauten nicht so genau hin, wenn nach Feierabend Zement und Kalk verschwanden, um in ächzenden Trabis in die Anlagen gekarrt zu werden. „Aber das war kein Klauen, sondern eine Umverfügung“, sagte der Kleingartenvorsitzende Schulze mit gespielter Entrüstung, als ich ihn auf diese realsozialistischen Robin-Hood-Methoden ansprach.

Damals, beim Verbuddeln kilometerlanger Wasser- und Stromleitungen, beim mühsamen Mauern der Lauben, beim Anpflanzen, Ernten und Feste Feiern, bei all den Erinnerungen, die heute als blässliche Fotografien in den Vereinschroniken kleben, musste entstanden sein, was sie im Westen für einen staatsgelenkten Mythos hielten: Die Gemeinschaft im Kleingarten – unbezahlbar, unkaputtbar, unparteilich.

Ich blieb in der Bröthener Heide nicht lange ein Fremder. Die Gemeinschaft saugte mich an. Charlie, eine gealterte Spitzbübün mit blonden Locken und nach innen geknickten Handgelenken, entdeckte mich, als sie abends mit Taschenlampe und Salzstreuer Nacktschnecken jagte. Auf den Schreck mussten wir bei ihr erst einmal fünf Kräuterschnaps trinken.

Ich saß bei Edeltraut, rot gefärbte Haare, Klimperschmuck, künstliche Fingernägel, die Zigaretten immer griffbereit. Sie konnte nach einer Hüftoperation kaum laufen und hatte ständig Familienbesuch, etwa den Enkel Paul, 21 und derzeit ohne Arbeit. Er erzählte, wie sie als Kinder früher zum Eingangstor der Anlage rannten, wenn der Eismann in seinem Wagen die Glocke läutete. Drei Jahre musste das her sein, seit der Eismann nicht mehr kam, hustete Edeltraut.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Dann gab es Marianne, früher eine stramme Genossin. Sie misstraute mir, dem Journalisten aus dem Westen, und zeigte das auch. Marianne knurrte mich an, ich solle ja nicht schreiben, wie schön es bei ihnen sei. Sonst kämen sie im Westen noch auf die Idee, ihnen ihre Lauben wegzunehmen. Dabei hatte sie nichts zu befürchten, die Lauben standen seit der Wiedervereinigung unter Bestandsschutz. Ein echter Standortvorteil gegenüber dem Westen.

Denn es waren schöne Lauben: Kurz vor der Wende hatte die Partei eine letzte Charme-Offensive in den Kleingärten gestartet und den Bau größerer Familienlauben genehmigt. In der Bröthener Heide stand der Typ Schowtschick-Mühle, der wie ein geschrumpftes, zweistöckiges Einfamilienhaus aussah. Brigitte besaß eine solche Mühle, und Frank, dem sie um ein Haar abgebrannt wäre. Er hatte Stroh in der Laube gelagert. Die Feuerwehr fand gerade noch rechtzeitig den verschlungenen Weg in den Wald.

Der Schweinezüchter Rudi, den ich ausschließlich in Arbeits- oder Badehose antraf, war ein praktischer Typ von grober Herzlichkeit. Als wir an einem Freitagabend bei Günter, einem pensionierten Feuerwehrmann, zum Grillen eingeladen waren, kamen wir aus Versehen auf Politik zu sprechen. Rudi hatte Hartz IV bekommen, nackig hatte er sich dafür machen müssen, bebte er. Hätte er etwas zu sagen in diesem Land, würden die oberen Zehntausend inklusive Frau Merkel enteignet und bekämen ein Jahr lang Hartz IV. Damit die mal sehen, wie das ist.

Später am Abend war die Stimmung ausgelassen. Es hatte Grillfleisch gegeben und geräucherten Fisch, den Günter am Morgen aus der Spree gezogen hatte. Es wurde ein bisschen geschimpft und viel gelacht, sogar „Sing, mei Sachse sing“ stimmte die Runde an, ehe Günter in den Keller der Laube tapste und mit einer angebrochenen Flasche Schnaps zurückkam. Um Mitternacht, als jenseits der Gleise die Techno-Bässe der Jugend loswummerten, gingen wir, die Alten, zu Bett.

Wir hatten an dem Abend auch über 1991 geredet. Über das Ereignis, wegen dem sie bis heute schief angeschaut wurden, wenn sie mit ihren Autos – Kennzeichen HY – zu den Kindern in den Westen fuhren.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

An fünf Tagen im September hatten Neonazis erst das Wohnheim für ausländische Vertragsarbeiter in der Albert-Schweitzer-Straße angegriffen, dann das Asylbewerberheim in der Thomas-Müntzer-Straße. Hunderte Anwohner standen dabei, gröhlten und feierten den braunen Mob in dumpfer Gemeinschaft. Die Staatsmacht kapitulierte und schaffte verstörte Menschen aus Vietnam, Rumänien, Mosambik und Ghana in Bussen aus der Stadt. Deutschland schämte sich, auch, weil Hoyerswerda überall war in jenen Tagen.

Die Kleingärtner aus der Bröthener Heide waren damals nicht dabei gewesen, sagten sie, erzählten bei Kerzenlicht aber von den Nebenschauplätzen der hässlichen Treibjagd: Von Schafen, die diese Menschen vorher auf Balkonen der Plattenbauten geschlachtet haben sollen. Von verummten Männern mit Baseballschlägern, die bei Autos mit Hoyerswerdaer Kennzeichen die Scheiben zerschlugen, um die Anwohner aufzuhetzen. Davon, dass Hoyerswerda seit jenen Tagen keine zweite Chance bekommen hatte: „Über andere Städte, in denen so was passiert ist, spricht heute keiner mehr“, sagte Rudi, „nur über Hoyerswerda.“

Indirekt erzählte die Runde auch von sich selbst, von der Überforderung mit bundesdeutschen Verhältnissen. Sie hatten das Kombinat Schwarze Pumpe nach 1990 auf einen Schlag überflüssig gemacht. Eine Brikettfabrik blieb übrig und das neue Kraftwerk, eine grauer Klotz mit ein paar hundert Arbeitsplätzen. Es war eine Energiewende zu Lasten von Hoyerswerda.

In vielen Kleingärten wurden die Hecken immer höher, jedes Jahr um ein paar Zentimeter. Manche versteckten sich vor der Welt, andere wurden immer mehr wie die Wessis, knurrte der Vorsitzende Schneider aus der Anlage Energiequelle: ohne Interesse an der Gemeinschaft. Die Jungen ohne Arbeit machten nachts Lärm, ließen die Gärten verlottern oder zogen als Gartennomaden umher.

Dabei galt, was schon für die DDR gegolten hatte: Es war nicht alles schlecht. In den Kleingärten lebten die Alten bei gutem Wetter von April bis Ende September wie die Wessis in ihren Fincas auf Mallorca. Die Illusion von bescheidenem Reichtum allein durch die Kraft der Gemeinschaft hatte über Jahrzehnte funktioniert. Nun wurde sie durch das Unkraut in den Nachbargärten langsam zerstört.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Im Jahr 2020 würden von den 3700 Kleingärten nur noch 1000 bewirtschaftet, hatte die TU Dresden in einem städtebaulichen Konzept für die Stadt vorhergesagt. Kein ganz unrealistisches Szenario, lag das Durchschnittsalter der Kleingärtner bei rund 63 Jahren, in einigen Anlagen weit über 70.

Im Wiesengrund klopfte der Vorsitzende Schulze bereits bei den ältesten Gartenfreunden an und fragte: „Wie willst du eigentlich deinen Abgang organisieren.“ Gab es keinen Erben oder Nachpächter, hatte der Verein wieder ein Problem mehr. Denn der Abriss einer Massivlaube kostete bis zu 5000 Euro, Geld, das kein Verein aufbringen konnte. Auch über eine Fusion ganzer Anlagen musste man irgendwann sprechen. Die Stadt, der Verband, die tapferen Vorsitzenden. Aber jetzt noch nicht. Sie alle wollten doch noch ein paar schöne Sommer erleben.

Auch für Elke hatte nach der Wende eine lange Zeit der Abschiede begonnen: von der Vorstellung, dass das Leben in einem anderen Land einfach so weitergehen würde wie bisher. Von der Tochter und der geliebten Enkelin, der Kleenen, die im Westen ihr Glück versuchten. Von ihrem Mann Jakob, der plötzlich an Nierenversagen starb. Zwölf Jahre war das nun her.

Zwischenzeitlich hatten sie in der Bröthener Heide richtig viel getrunken, erzählte Elke. Die Frauen jeden Tag eine Flasche Cognac, die Männer noch mehr. Zwei Frauen hatte der Alkohol zu Witwen gemacht. Aber sie schafften es, sich gegenseitig wieder aufzurichten. Die Gemeinschaft funktionierte. Brigitte kam zu Elke, wenn es gewitterte. Rudi kam und reparierte ihr Dach, als es hineinregnete.

Dennoch sah Elke geknickt aus, als wir vor meiner Abreise zusammensaßen. Ich hatte am Vortag den Rasen gemäht und die Hecke geschnitten. Garten 34 konnte sich sehen lassen, fand ich. „Ich weiß nicht, wie lange ich noch durchhalte“, sagte Elke mit belegter Stimme, „manchmal habe ich keine Kraft mehr. Am liebsten würde ich zu der Kleenen rübermachen.“ Die Enkelin wohnt bei Bonn, am anderen Ende von Deutschland.

Als ich ging, bemerkte ich, dass in meinem Garten rosa Gladiolen aufgeblüht waren. Ich hätte sie fast übersehen.

## Der Zapfenstreit

*Er duftet, er glänzt – und er hat eine Vorgeschichte: Bevor alle Jahre wieder ein Weihnachtsbaum in unserem Wohnzimmer steht, klettern Zapfenpflücker in Georgien auf 50 Meter hohe Tannen, streiten sich Deutsche und Dänen im Kaukasus um das beste Saatgut, fallen viele böse Worte und fliegen manchmal die Fäuste*

Von Paula Scheidt, DIE ZEIT, 19.12.2013

Nach einem langen Aufstieg durch Farne, Brombeerdickicht und kniehohe Gras stemmt Karl Moser seine klobigen Schuhe in den Waldboden und legt seine Arme um die schönste Tanne, die er je gesehen hat. Ein Traum von einem Baum. Pyramidenförmig, dichte Äste, buschige Nadeln. Nahezu vollkommen. So eine Tanne existiert kein zweites Mal. Weder hier in Georgien noch sonst wo. "Das ist die Granate, die wir brauchen!", ruft Moser schnaufend.

Er kann den Stamm mit beiden Armen umfassen. "200 bis 300 Jahre alt, 30 Meter hoch", schätzt Moser. Neben Moser steht ein Mann und nickt: sein Geschäftspartner Henning Pein. "Perfekte Weihnachtsbaum-Gene", sagt Pein. Und das größte Glück: Die Baumkrone hängt voller rötlich schimmernder Zapfen, mit Zehntausenden winziger Tannenbaumsamen.

Fast 3000 Kilometer entfernt von ihrer Heimat stehen zwei Deutsche im August 2013 in einem Wald im Kaukasus und umarmen eine Tanne wie eine Chance, die es zu ergreifen gilt. Karl Moser und Henning Pein, beide Mitte fünfzig, Moser kahl, mit Stirnfalten, Pein mit rotblondem Haar. Zwei Handlungsreisende in Förstergrün, die sich in den tiefsten Osten Europas begeben haben, an den Anfang einer Geschichte, die jedes Jahr zu Weihnachten ihr Ende in den Wohnzimmern Westeuropas findet.

24 Millionen Nordmantannen kaufen die Deutschen zu Weihnachten. Aus einer botanischen Rarität ist ein ökonomisches Massenprodukt geworden

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Vor zwei Tagen ist Moser morgens um halb sechs in seinen Passat gestiegen und die 50 Kilometer zum Stuttgarter Flughafen gefahren, vorbei am Spalier der Straßenlaternen, durch seine Heimatstadt Nagold mit ihren Brunnen, Parks und Fachwerkhäusern.

Gemeinsam mit Pein betreibt Moser die PlusBaum Samen GmbH. Sie sind die Zulieferer einer Zulieferindustrie: Sie verkaufen Samen an deutsche Baumschulen für alle Bäume, die in Wäldern, Parks und Gärten gepflanzt werden – Eiche, Buche, Douglasie, Weißtanne, Ahorn.

Am meisten Geld verdienen Moser und Pein mit den Samen der Nordmanntanne. "Sie ist der einzige Baum, den die Deutschen konsumieren wie ein Wegwerfprodukt", hatte Moser im Auto gesagt. Jedes Jahr zu Weihnachten, 24 Millionen Mal. Was kaum ein Kunde weiß: Die Samen des Weihnachtsbaums wachsen dort, wo sich Europa in den Weiten Asiens verläuft. Deshalb diese Reise.

Im Transitbereich des Flughafens Istanbul-Atatürk hatte Moser Pein in der Menge gesichtet. Pein, dem auch eine Baumschule in Norddeutschland gehört, war in Hamburg ins Flugzeug gestiegen. Nun schlug ihm Moser auf die Schulter: "Dann woll'n wir mal." Sie tranken ein überteuertes Heineken und stiegen in eine Maschine in die georgische Hauptstadt Tbilissi.

Die schönsten Nordmanntannen wachsen im Kaukasus ab etwa 1.000 Meter Höhe, in der Region Ambrolauri, nahe der Grenze zu Russland. Die Bergrücken fallen zu einem Stausee ab, dem Schaori-See. Tagsüber spiegelt sich die Sonne auf dem Wasser, nachts der Mond. Aus den Tälern steigen Rauchsäulen. Die Menschen heizen ihre Häuser mit Holz, ihre Straßen sind aus nacktem Lehm. Armut und Idylle sehen sich in Ambrolauri zum Verwechseln ähnlich.

1841 hat der finnische Biologe Alexander von Nordmann hier eine Tannenart mit kräftigen Zweigen und tiefgrünen Nadeln entdeckt und sie *Abies nordmanniana* getauft. Lange interessierte dieser Fund nur Botaniker. Bis vor zwanzig, dreißig Jahren stellten die Deutschen an Weihnachten eher einheimische Blaufichten in ihre Wohnzimmer. Doch die Anspruchshaltung im Westen stieg: Weihnachtsbäume sollten tiefgrün leuchten und weder piksen noch nadeln.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Als im Osten der Kommunismus zusammenbrach, wurde der Blick auf die Nordmantanne frei. Moser – wie Pein gelernter Gärtnermeister, dazu Außenhandelskaufmann – flog nach Georgien, vermaß Bäume, tüftelte Transportwege aus und wurde gemeinsam mit Pein zum größten deutschen Importeur für georgisches Saatgut.

Drei von vier in Deutschland verkauften Weihnachtsbäumen sind heute Nordmantannen. Moser und Pein haben aus einer botanischen Rarität ein ökonomisches Massenprodukt gemacht.

Die Samen für neue Bäume ließen sich auch in Deutschland ernten, theoretisch. Aber es gibt hier kaum Nordmantannen, man müsste sie erst anpflanzen. Und bis sie Zapfen tragen, dauert es Jahrzehnte. So lange wollen die Weihnachtsbaumproduzenten nicht warten. Also holen sie die Samen für die nächsten Tannen wieder aus Georgien.

Pro Jahr verkaufen Moser und Pein rund zwei Tonnen Samen aus dem Kaukasus an deutsche Baumschulen. Seit einiger Zeit aber stoßen sie auf Konkurrenz, wenn sie nach Ambrolauri kommen.

Früher waren Girci, Tannenzapfen, in Georgien so wertlos wie Laub. Sie fielen von den Bäumen und verfaulten. Seit in Europa die Nordmantanne zum weihnachtlichen Sinnbild avancierte, ist aus den Zapfen ein wertvoller Rohstoff geworden. Sie sind Georgiens Gold. Und um Gold wird gekämpft.

Importeure wie Moser und Pein wollen die Zapfen haben. Aber auch die Einheimischen. Der Staat. Eine Mafia, angeführt von einem georgischen Maiglöckchenhändler. Und noch eine Mafia hinter der Mafia, von Russen geführt.

In den Wäldern von Ambrolauri ist schwer zu erkennen, wer gut und wer böse ist in diesem Kampf.

Am Flughafen Tbilissi wurden Moser und Pein von drei Georgiern empfangen, die so wenig Englisch sprachen wie Moser und Pein Georgisch. Die Verständigung beschränkte sich auf Händeschütteln und schiefes Lächeln, bis eine Dolmetscherin in den gemieteten Geländewagen zustieg.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Fünf Stunden dauerte die Fahrt über kurvige Bergstraßen nach Ambrolauri, es folgte eine Nacht auf harten Matratzen, Zähneputzen am Brunnen und nun der Aufstieg durch den Wald. "Wir sollten zusammenbleiben, ich habe hier schon mal die Orientierung verloren", sagt Moser zu Pein.

Am Stamm des perfekten Weihnachtsbaumes hängt ein kleines Metallschild. Darauf steht mit schwarzer Farbe eine Zahl gekritzelt: 4.

Bei ihrem Besuch vor einem Jahr hatten Moser und Pein 33 Bäume markiert, die besonders schön gewachsen waren, deren Zapfen besonders gute Samen versprachen. An die Stämme hatten sie Schilder genagelt. Die meisten sind verschwunden. Moser massiert sich die Schläfen. "Jemand muss die Schilder abgerissen haben", sagt er langsam.

Dabei ist das hier ihr Erntegebiet, offiziell verbrieft. In diesem Wald passieren seltsame Dinge.

Moser überlegt. "Besser, wir entfernen auch dieses Schild", sagt er. "Wir sollten nicht unnötig auf unsere Prachttanne hinweisen."

Bis heute ist Georgien für Moser und Pein ein Land voller Rätsel. Die verlassen Städte, die schwarzen Fabrikrüden. "Ich frag mich, was die Menschen hier machen, ich sehe keine einzige Firma, die funktioniert", flüsterte Moser im Geländewagen. Und Pein sagte, er wünsche sich von den Georgiern mehr Elan: "Es ist nicht genug, zu wissen, man muss auch anwenden. Es ist nicht genug, zu wollen, man muss auch tun. Das ist von Goethe."

In vier Wochen, Ende September, soll die Ernte beginnen. Moser und Pein sind nach Ambrolauri gekommen, um die Zapfen zu prüfen, Erntemengen zu berechnen und Verträge mit vertrauenswürdigen Pflückern aufzusetzen. Die vergangenen beiden Jahre waren miserabel: Es gab wenige Zapfen, und die waren auch noch von Insekten zerfressen.

Die Abhängigkeit vom Wetter macht den Kampf um Georgiens Tannenzapfen unberechenbarer als den um andere Rohstoffe. Öl fließt, sobald die Quelle angebohrt ist, Diamanten vertrocknen nicht in wochenlanger Dürre. Doch selbst wenn ein Samensammler an alles gedacht, den besten Wald gefunden, eine Erntelizenz gekauft,

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Pflücker eingestellt hat – ein nasser Sommer kann alles zunichtemachen. Noch eine schlechte Ernte, und Moser und Pein können kein Saatgut mehr liefern. Dann fehlen in ein paar Jahren in Europa die Weihnachtsbäume.

Moser zückt sein Taschenmesser, legt einen unreifen Zapfen vor sich auf einen Baumstumpf und schneidet ihn der Länge nach auf. Die beiden Hälften kippen rechts und links der Klinge auseinander.

Moser hält die Luft an, dann atmet er langsam aus. Pein, der eine Ansammlung fremdartiger Pilze studiert hat, dreht sich um. "Das wird eine Wahnsinnsernte", sagt Moser. Die Samen liegen gleichmäßig und unversehrt im Inneren des Zapfens. Hunderte kleiner Körner, nicht größer als Sonnenblumenkerne. In einem Monat, wenn kein Harz mehr aus den Zapfen tritt, werden sie reif sein. Dann müssen sie aus bis zu 50 Meter hohen Baumkronen gepflückt werden. Es muss schnell gehen – bevor die Zapfen sich öffnen und der Wind die Samen verteilt.

"So etwas habe ich seit Jahren nicht gesehen", sagt Moser. Seine Stirnfalten haben sich geglättet.

In der Stube von Gia Momzemplidse ist der Tisch für das Abendessen gedeckt. Schüsseln und Teller, gefüllt mit Tomaten, Ziegenkäse, Huhn, Krautsalat, Bohnenbrot, gebackener Paprika, Pflaumensoße. Momzemplidse ist 38 Jahre alt, Vater von zwei Kindern und Förster, angestellt beim Ministerium für regionale Entwicklung und Infrastruktur, gesegnet mit dem Bauchansatz eines Bessergestellten. Im Herbst soll er als Chefpflücker für Moser und Pein arbeiten. Weil es in den Tälern um den Schaori-See keine Hotels gibt, übernachten die beiden Deutschen in seinem Haus.

Es ist nicht aus Holz wie die anderen im Dorf, sondern aus rotem Ziegel. Momzemplidse hat einen Internetanschluss und eine Toilette mit Spülung. Aber die Wände sind dünn, im Winter heult der Wind durch die Fensterritzen.

2 Lari, umgerechnet 85 Cent, bekommen die Schwarzpflücker für ein Kilo Zapfen. Läuft es gut, verdienen sie mit den Zapfen aus zwei Baumkronen 170 Euro

Momzemplidse hebt das Weinglas. "Auf die Freundschaft zwischen Deutschland und Georgien", sagt er. Er trinkt das Glas in einem Zug aus, dreht es um, lässt den

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

letzten Tropfen auf seinen Daumennagel rinnen und leckt ihn ab. "So macht man das bei uns, es muss völlig leer sein."

Er stellt Moser ein randvolles Glas hin. Der mag nicht schon wieder trinken. Der süße Wein bekommt ihm nicht. Nach jeder Georgien-Reise schreibt er in sein Notizbuch: "zu viel gelabert".

Aber was soll er machen? Es geht jetzt darum, sich gegenseitig Vertrauen anzutrinken.

Moser nimmt einen Schluck. Dann fängt er an, über die Arbeit zu sprechen. "Wir haben in Deutschland ein Problem", sagt er. "Billiges Saatgut überschwemmt den Markt. Es steht Ambrolauri als Herkunftsort drauf, aber es muss illegal geerntet worden sein, sonst wäre es nicht so billig. Diese Mafiosi machen uns das Geschäft kaputt."

Momzemlidse nickt und schweigt.

Moser und Pein haben von Jahr zu Jahr weniger Kundenanfragen. Immer mehr Konkurrenten bieten Samen aus Georgien an, immer weniger Baumschulen kaufen bei der PlusBaum Samen GmbH.

2009 hat das georgische Wirtschaftsministerium die 80.000 Hektar Wald um den Schaori-See aufgeteilt und Erntelizenzen versteigert. Moser und Pein haben eine fünfstellige Summe bezahlt, damit sie in ihrem Waldabschnitt zwölf Jahre lang jede Saison 17,5 Tonnen Zapfen ernten dürfen, aus denen sich ihre knapp zwei Tonnen Samen kratzen lassen.

Doch die Ordnung hat Risse bekommen. Einem skandinavischen Unternehmen wurde die Lizenz geschenkt, heißt es. Und die Regierung hat angefangen, für weitere Waldgebiete einjährige Zusatzlizenzen herauszugeben. Mehr Wald heißt: mehr Samen. Das macht den Preis kaputt.

Moser und Pein stellten auch fest, dass im Herbst während der Ernte oft gar nicht kontrolliert wird, wer eine Lizenz besitzt. "Das ist eine Riesensauerei", schimpft Moser. "Unsere teure Lizenz ist für die Katz."

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Vor einigen Jahren wollten Unbekannte die beiden Deutschen erpressen: Sie verlangten Schutzgeld. Als Moser und Pein nicht zahlten, wurden ihre Pflücker von bewaffneten Männern überfallen. Danach trugen die Pflücker eine Zeit lang Maschinenpistolen bei sich. Wie Nebel liegt jetzt das Misstrauen über den Wäldern und Dörfern rund um den Schaori-See. Wer Freund ist und wer Feind, ist oft spät zu erkennen. Manchmal gar nicht.

Gia Momzemlidse arbeitet seit zehn Jahren für Moser und Pein. Er hält die beiden Deutschen für ein wenig steif. Sie trinken nicht und lassen die Samen jedes Jahr von einem Institut für Forstgenetik untersuchen. Aber sie haben auch ihre gute Seite. Sie zahlen pünktlich und meist mehr als die Konkurrenz.

Im vergangenen Jahr, als die Ernte schlecht war, versuchte ein Georgier im Auftrag des dänischen Großunternehmens Levinsen & Abies, Momzemlidses Pflückern die Zapfen für Moser und Pein zu einem noch höheren Preis abzukaufen. Momzemlidse verprügelte ihn. Seitdem gilt er als eine Art ständige Vertretung der PlusBaum Samen GmbH in Georgien.

Drei Tage lang bereiten Moser und Pein in Ambrolauri ihr Weihnachtsbaumgeschäft vor. Sie gehen mit Momzemlidse Wachteln schießen. Sie spähen mit einem Feldstecher die Zapfen im Waldabschnitt ihres dänischen Rivalen aus. Sie messen mithilfe eines elektronischen Chips, den sie voriges Jahr im Unterholz versteckt haben, die Temperatur im Wald, begutachten die Maschine, mit der die Samen aus den Zapfen getrennt werden, und müssen mit Momzemlidse dauernd einen trinken. Einmal flüstert Moser zu Pein: "Zum Glück sind die nicht in der EU."

Es gibt neuerdings noch einen Konkurrenten, der Moser und Pein Ärger macht: Fair Trees, auch aus Dänemark. Die Marke wirbt damit, ihre Weihnachtsbäume seien fair gehandelt. Die Pflücker tragen Schutzhelme, ein Teil des Erlöses geht an die lokale Bevölkerung. Kommt gut an bei deutschen Käufern.

Moser und Pein haben sich eine Gegenstrategie überlegt: Bio-Bäume. Beim Frühstück am Tag ihrer Abreise legen sie Momzemlidse einen Arbeitsvertrag für alle seine 15 Pflücker vor. Ein ordentlicher, schriftlicher Kontrakt zwischen deutschen



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Auftraggebern und georgischen Pflückern ist erste Voraussetzung für eine Bio-Zertifizierung.

Auf dem DIN-A4-Papier stehen einige Verhaltensregeln für die Ernte: keine Steigeisen an die Füße schnallen, weil die den Stamm verletzen. Nie die ganze Baumkrone abernten. Keine Äste abbrechen. Und: Alle Arbeiter tragen Sicherheitsausrüstung.

"Warum steht das da?", fragt Momzemlidse. "Einen Helm will ich nicht, der ist zu schwer. Und Schutzkleidung? So etwas besitzen wir nicht. Zu teuer. Das unterschreibe ich nicht."

Moser zieht die Augenbraue hoch. "Helme bringen wirklich nichts", sagt er. "Wenn man runterfällt, ist eh Ende."

Momzemlidse rennt raus und kommt mit einer rot-blau geringelten Kindermütze wieder, die er sich tief in die Stirn zieht. "So etwas brauchen wir, damit das Harz die Haare nicht verklebt", sagt er.

Mützen? Moser und Pein schauen sich an.

Helmverschlüsse, sagt Momzemlidse, verhaken sich dauernd in den Zweigen. Aber Mützen sind nicht bio. Tief im Kaukasus trifft europäische Ethik auf georgischen Pragmatismus. Es geht hin und her.

Irgendwann sagt Pein mit einem Seufzer: "So viel Streit dafür, dass der Weihnachtsbaum später Ruhe und Frieden verbreiten soll."

Bevor er mit Pein zurück nach Tbilissi fährt, besucht Moser den Provinzgouverneur. Vielleicht kann er helfen, das Chaos im Wald einzudämmen. In Ambrolauri, der regionalen Hauptstadt, leben 2.400 Einwohner, acht von zehn Erwerbsfähigen hier haben keinen festen Job. Im Rathaus – außer der Polizeistation das einzige Gebäude im Ort, das nicht aussieht, als könne es jeden Augenblick einstürzen – sitzt der Gouverneur hinter einem dunklen Konferenztisch und schaut Moser an. In seinem Gesicht regt sich nichts. Im Regal stehen Spirituosen.

"Sie möchten etwas für die Bevölkerung tun?", fragt der Gouverneur. "Gute Idee! Uns fehlt es an allem. Wenn Sie eine Straße bauen oder eine Schule sanieren,

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

helfen wir gerne." Für Moser läuft das Gespräch in die falsche Richtung. Das liegt an Momzemplidse. Er hatte das Treffen vereinbart und Moser anvertraut: "Für einen Termin beim Gouverneur braucht man einen guten Grund. Ich habe gesagt, ihr wollt euch sozial engagieren."

"Wir überlegen uns das", sagt Moser zum Gouverneur. "Aber Sie müssen sich zuerst darum kümmern, dass nicht weiter illegal Saatgut geerntet wird. Das ruiniert uns das Geschäft."

"Ein großes Problem!", stimmt der Gouverneur zu, wirkt aber nicht besonders besorgt. Die Dolmetscherin hatte Moser empfohlen, keine Visitenkarte herauszugeben. Er sollte sagen, er habe sie vergessen. Man wisse nie, wer alles von der Mafia bezahlt werde.

Moser und Pein reden wenig auf dem Rückflug nach Europa. Moser blättert im Nadel-Journal, dem Branchenmagazin. Pein liest in einem Buch namens Der Mönch, der seinen Ferrari verkaufte, eine Empfehlung seiner Yogalehrerin.

Anfang September, Moser und Pein sind seit zehn Tagen aus Georgien zurück, findet im sauerländischen Eslohe die Internationale Weihnachtsbaumbörse statt. Im Sauerland liegt das größte zusammenhängende Weihnachtsbaum-Anbaugebiet Europas, 11.000 Hektar groß. Hier werden aus Samen Bäume, wachsen Tannen und Profit. Als der Orkan Kyrill 2007 ganze Wälder fällte, nutzten die Baumproduzenten die Gelegenheit, um auf noch mehr Flächen kleine Nordmantannen anzupflanzen.

Die Branche trifft sich in einer Schützenhalle außerhalb des Ortes. Hier hält am Wochenende nicht einmal ein Bus. 1.500 Besucher reisen an, aus Bayern, dem Schwarzwald, auch aus Dänemark, Besitzer von Baumschulen, Samenhändler, Weihnachtsbaumverkäufer. Maschinenbauer kommen mit Anhängern, auf die riesige Apparate zum Düngen, Fällen oder Verpacken von Weihnachtsbäumen geschnallt sind. Schweres Gerät, fast wie für einen Krieg. Es regnet. In der Halle gibt es belegte Brote.

Der Vorsitzende des Bundesverbandes der Weihnachtsbaumerzeuger hält eine Begrüßungsrede. "450 Millionen Euro stehen nicht für irgendwas, sondern für den Umsatz im Weihnachtsbaumgeschäft", ruft er. "450 Millionen Euro stehen auch für

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Arbeitsplatzsicherheit. Das verstehen die da oben in der Politik langsam. Trotzdem bekommen wir Weihnachtsbaumproduzenten keine Subventionen wie andere Landwirte, wir kämpfen auf dem freien Markt."

Moser nickt zustimmend. Um ihn herum sitzen Männer in Gummistiefeln, karierten Hemden und bunten Funktionsjacken. Männer, die wenig Worte machen. Man braucht gute Nerven, wenn es im November regnet, stürmt und schneit, die Maschinen im Matsch versinken oder einfrieren und 80 Millionen Deutsche trotzdem erwarten, dass der Baum pünktlich zu den Feiertagen in ihrem Wohnzimmer steht.

Moser tritt in den Regen hinaus. Er sieht den Messestand von Levinsen & Abies, dem Konkurrenten aus Dänemark, auf dessen Unterhändler Mosers Chefpflücker Momzemlidse im vergangenen Jahr wütend einschlug. Einer der Geschäftsführer sitzt unter dem Dach des Stands.

"Und, wie läuft es bei euch dieses Jahr?", fragt Moser. Er schildert das Problem mit dem illegalen Saatgut. "Es wäre schön, wenn ihr da auch mal was unternehmen würdet", sagt Moser.

Der Däne reagiert kaum. "Ja, das ist schon ein Problem", sagt er dann. Die Schlägerei erwähnen beide mit keinem Wort. Was in Georgien passiert, bleibt in Georgien.

Mit dem Herbst kommt der Regen nach Ambrolauri. Im Haus des Chefpflückers Momzemlidse stapeln sich Etiketten, die bald auf prall gefüllten Säcken kleben sollen. Vor ein paar Tagen holten die Männer einen Zapfen vom Baum und pressten ihn mit den Händen zusammen. Es tropfte Harz heraus, für die Ernte ist es noch zu früh. Ab und zu ruft Moser an, dieser gewissenhafte Deutsche, und sagt, die Georgier sollten sich gedulden. Von Tag zu Tag würden die Samen besser. Also liegt Gia Momzemlidse im Wohnzimmer auf dem Sofa und schläft.

Auch sein Nachbar, 20 Jahre alt, wartet und spielt mit einem Cousin Backgammon. Jeden Herbst kommt er für die Zapfenernte hinauf in die Berge, um für Momzemlidse auf die Bäume zu klettern. Das übrige Jahr schuftet er in einer Kohlenmine. "Lieber würde ich das ganze Jahr über Zapfen pflücken", sagt er. Aber die Erntezeit dauert nur zwei Wochen. Seine Frau trägt ein Baby auf dem Arm. Die

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Hälfte der 60 Familien im Dorf haben Zapfenpflücker im Haus. In den umliegenden Dörfern ist es dasselbe. Alle sitzen und warten und belauern den Nachbarn.

Wer zu früh pflückt, kommt mit unreifen Zapfen nach Hause. Aber wer zu spät in die Bäume steigt, verdient womöglich gar nichts – sogar in einem guten Jahr wie diesem. Weil dann schon die Schwarzpflücker in den Wäldern waren und ihre Beute illegal, am Zoll vorbei, nach Europa verkauft haben.

Die Manager von Fair Trees schätzen, dass mittlerweile 70 bis 90 Prozent der Nordmannsamen, die in den Westen kommen, illegal geerntet sind. Dass diese Fehlerware, zu früh gepflückt und schlecht gelagert, manchmal nichts taugt, wird in den Baumschulen erst ein paar Jahre später deutlich. Bis aus einem weit gereisten Samen ein Weihnachtsbaum wird, vergehen etwa acht Jahre.

Hinter Momzemlidses Haus stehen sieben Pflücker mit verschränkten Armen. Momzemlidse hat sie zusammengerufen. "Die Tannenzapfen sind für uns Milch, Honig und Brot", sagt er. "Besser wäre natürlich, wenn direkt das Geld oben hinge." Die Männer lachen. Auf Anweisung der Deutschen soll Momzemlidse ihnen zeigen, wie man einen Klettergurt anzieht. Moser und Pein haben auch Öljacken und Gummihosen geschickt, Schutzkleidung. "Wenn die gut ist, ziehe ich die auch sonst an", sagt einer.

Die Winter sind hart in Georgiens Bergen, die Temperaturen fallen weit unter null, die Brunnen frieren zu. Mit dem Schnee kommen Bären und Wölfe in die Dörfer, auf der Suche nach Nahrung.

Die meisten Menschen gehen dann ins Tal hinunter, in die Städte. Sie erzählen sich wilde Geschichten von Betrug, Verrat und unermesslichem Reichtum. In ihren Wäldern wachsen die Verschwörungstheorien mittlerweile schneller als die Bäume.

Ein reicher Jude, heißt es, habe 25 Dollar pro Kilo Zapfen bezahlt, bis er auf mysteriöse Weise ums Leben gekommen sei. Und der russische Präsident Putin höchstpersönlich besitze einen Wald mit Nordmantannen nördlich des Schwarzen Meeres.

Trotz der Gerüchte wissen viele Männer nach wie vor nicht, was mit den Zapfen geschieht, für die sie in die Bäume klettern. Daraus werde in einem fernen Land

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Parfüm hergestellt, vermuten manche. Von deutschen Weihnachtsbaumplantagen haben sie nie gehört. Weihnachtsbäume kauft in Georgien niemand, abgesehen von ein paar Reichen in Tbilissi.

Auch die Pflücker von Fair Trees warten, auf 1.800 Meter Höhe, mitten im Wald. Seit drei Tagen und zwei Nächten hoffen sie, dass der Regen aufhört. Er macht die Stämme glitschig und das Klettern noch gefährlicher. Die Chefs haben verboten, bei Regen zu klettern. Sie haben auch verboten, ohne Sicherheitsausrüstung in die Bäume zu steigen.

Schweigend hocken die Männer um ein kleines Feuer und rauchen. Ab und zu verschwindet einer mit der Axt im Wald und kommt mit ein paar feuchten Holzscheiten zurück. Mit einer Plastikplane und Ästen haben sie ein Dach über ihrer Schlafstätte gebaut, dort liegen Schlafsäcke und zwei Gewehre.

Bio, öko, fair gepflückt – der Regen von Ambrolauri verwäscht alle Labels. Mosers und Peins Pflücker unten im Dorf haben zwar keine Helme, warten aber im Warmen. Die Erntehelfer der sozial engagierten Dänen sind ausgerüstet wie Bergsteiger, hausen aber im Wald wie in einem Slum. Dafür gewährt Fair Trees den Kindern der Pflücker kostenlose Arztbesuche.

Weiter unten ruckelt ein grauer Pick-up durch den Wald. Das hier ist offiziell das Erntegebiet der Dänen von Levinsen & Abies. Der Wald von Moser und Pein ist nicht weit. Drei kräftige Männer mit grimmigem Blick, dunklen Bärten und verdreckter Arbeitskleidung springen aus dem Auto. Dann ein dünner Junge, keine zwanzig Jahre alt. Es sind Schwarzpflücker.

Die vier Männer stammen aus dem Nachbardorf. Der Wald ist ihnen vertraut, sie sind hier aufgewachsen. Dieses Jahr soll der Schwarzmarktpreis hoch sein, haben sie gehört, zwei Lari pro Kilo Zapfen, umgerechnet 85 Cent. Sonst gab es manchmal nur 20 Cent.

In einer guten Baumkrone hängen bis zu 100 Kilo. Zwei Baumkronen bringen dieses Jahr also rund 170 Euro, das entspricht fast dem monatlichen Durchschnittseinkommen in Georgien.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Der Jüngste zieht sich eine harzverschmierte Wollmütze mit Augenschlitz über den Kopf, wie ein Bankräuber steht er im Wald. Er streift sich rote Handschuhe über und geht mit hochgezogenen Schultern und federndem Gang auf eine schmale Tanne zu. Seit er acht Jahre alt ist, steigt er in die Bäume.

Wie eine Katze zieht er sich am ersten Ast hoch, greift nach dem nächsten, immer dicht am Stamm. Er klettert schnell und still, immer höher, die Äste sind jetzt dünner als seine Handgelenke. Je höher er klettert, desto mehr schwankt der Baum.

Dann steht er oben in der Krone, die Baumspitze dicht neben seinem Gesicht. Mit einer Hand hält er sich am obersten Ast fest, der dünn ist wie ein Finger, dafür voll buschiger Nadeln. Mit der anderen Hand bricht er die Zapfen ab und wirft sie herunter. Durch die Äste rauschen sie bis auf den Waldboden.

Als keine Zapfen mehr in der Krone hängen, beugt er sich mit dem Oberkörper nach hinten wie ein Weitspringer beim Anlauf, schnellt dann nach vorne, sodass der Baum zu schwanken beginnt. Ein paar Mal schwingt er hin und her, dann springt er ab und greift nach der Spitze der Nachbartanne. So hat er sich einen Ab- und einen Aufstieg gespart.

Unten lehnt der Anführer der Gruppe an einem Baum. Sein Name sei Bekia Kemoklidse, sagt er. Er hat tiefe Augenringe, seine Lippe ist aufgeplatzt. "Manche von uns können zwölf Baumkronen hintereinander abernten", sagt Kemoklidse, "ohne den Boden zu berühren."

Einer seiner Komplizen sammelt die Zapfen auf. "Früher ist auch er in die Tannen gestiegen", sagt Kemoklidse, "aber vor fünf Jahren hatte er einen Unfall." Er war den Stamm bis zur Hälfte hochgeklettert, da brach ein Ast. Ein gebrochener Arm, gebrochene Rippen, die sich in die Lunge bohrten. Wäre er von oben abgestürzt, wäre er jetzt tot.

Fast jedes Jahr stirbt ein Pflücker. Viele verletzen sich. "Ich würde trotzdem keinen Klettergurt anlegen", sagt Kemoklidse. "Wenn man 30 Meter hoch- und 30 Meter runtersteigt, und das mehr als zehnmals am Tag, zählt jedes Gramm. Und wenn der Ast bricht, an dem das Seil hängt, schützt auch ein Gurt nicht."

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Zapfen fallen auf den Waldboden. Der Junge hat auch den zweiten Baum abgeerntet. Er hangelt sich von Ast zu Ast hinunter, nicht am Stamm entlang, sondern außen an den Zweigen, das geht schneller. Er rutscht ein Stück auf einem Zweig, greift nach dem nächstunteren, rutscht weiter, bis er unten auf dem Boden steht, heftig atmend.

Es dämmt. Die vier Männer machen ein Feuer, holen Wein in Plastikflaschen aus dem Auto, Wurst, Brot, Thunfisch aus der Dose. Sie stellen die Konserven an die Flamme, spießen Käse auf Holzspieße. Kemoklidse hebt das Glas. "Auf alle Menschen, egal, aus welchem Land sie kommen. Auf unsere Kinder, denn Kinder bedeuten Fortschritt." Die Männer stehen in der Dunkelheit, unbeeindruckt vom Regen, der ihre Pullover und Anoraks durchnässt.

Von dem System der Erntelizenzen haben die Schwarzpflücker gehört. Es stört sie nicht, dass Männer wie Moser und Pein sie Zapfendiebe nennen. "Mein Großvater, mein Urgroßvater und sein Vater haben diese Bäume gepflegt", sagt Kemoklidse. Als Kinder haben sie in diesem Wald gespielt, warum sollten sie keine Zapfen pflücken? "Der Wald gehört den Menschen, die hier leben", sagt Kemoklidse.

Es ist dunkel geworden. Vom Tal steigt Gebrumm herauf. Voll beladene Pick-ups rollen auf die Dörfer zu. Wer nicht direkt für eine Saatgutfirma arbeitet, wie die von Moser und Pein, muss seine Zapfen schnell anderswo loswerden. In den Gärten der umliegenden Weiler stapeln sich Säcke auf Holzgestellen, hinter vorgehaltener Hand werden Namen von Schleusern und Zwischenhändlern gezischt.

Nur noch ein paar Wochen bis Weihnachten, in den deutschen Supermärkten liegen längst Lichterketten und Lametta. In den Wäldern von Ambrolauri ist vom Fest der Liebe nichts zu spüren: Der dänische Chef der Firma Levinsen & Abies wird von seinen eigenen Pflückern verprügelt, weil er nicht den Preis zahlen will, den sie ihm mit einem Streik abgerungen haben. Ein gutes Jahr ist manchmal schlecht – plötzlich sind da mehr Samen, als sich verkaufen lassen.

Auch Moser und Pein scheinen zu pokern: Sie richten Momzemlidse aus, mit der Ernte weiter zu warten. Es ist nicht mehr klar, ob es den Deutschen um die Reife der Zapfen geht. Oder ob sie auf fallende Preise spekulieren. Oder einfach nur ratlos sind.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Eines Nachts steigt Momzemlidse in seinen Jeep. Der Nebel liegt über dem Weihnachtsbaumwald wie in einem alten kaukasischen Märchen. Moser und Pein haben noch immer kein Signal zur Ernte gegeben. Die Scheinwerfer von Momzemlidses Wagen schneiden einen gelben Kegel in die Dunkelheit. Im Labyrinth der Bäume sieht er ein paar Gestalten. Sie füllen Tannenzapfen in große Säcke.

Das hier ist der Waldabschnitt der PlusBaum Samen GmbH. Aber es sind nicht Momzemlidses Pflücker.

Momzemlidse stößt einen Fluch aus.



## Niklas Frank

*Mit dem Buch »Der Vater. Eine Abrechnung« outete er sich 1987 als Sohn eines Nazimörders - und erzählte offen, wie erbarmungslos so eine Herkunft alle verfolgt, die nichts für die Taten ihrer Vorfahren können. Seine Geschwister zerbrachen an ihrer Lebensgeschichte, Frank ist mittlerweile 75 Jahre alt - und hadert noch immer mit der Vergangenheit seiner Familie.*

Von Sven Michaelson, SZ-Magazin, 14.03.2014

**SZ-Magazin: Herr Frank, warum tragen Sie seit vierzig Jahren ein Foto mit sich, das den Leichnam Ihres gehenkten Vaters zeigt?**

**Niklas Frank:** Ich will jeden Tag sichergehen, dass er tot ist.

**Als kleiner Junge lebten Sie am Schliersee in Oberbayern oder auf der Wawelburg über Krakau, dem Dienstsitz Ihres Vaters. Zum Hofstaat der Franks gehörten Diener, Kindermädchen, Köchinnen, Chauffeure und Ehreneskorten.**

Ich fand es toll, von oben bis unten betütelt zu werden. Der Wawel war wie ein Königshof, und ich war der Prinz von Polen und hatte eine Riesengaudi. Ich sehe mich noch als Dreikäsehoch im Dom neben der Burg Versteck spielen zwischen den Gräbern polnischer Bischöfe und Heiliger, beschützt von SS-Soldaten mit Gewehren. In der Burg machte ich die Gänge mit meinem Tretauto unsicher. Ich wartete hinter einer Ecke, bis ich jemanden kommen hörte. Dann trat ich in die Pedale. Es machte mir Höllenspaß, jemanden zu verletzen. Wenn ich nach oben lugte, sah ich verbissene Gesichter ein erzwungenes Lächeln aufsetzen – ich war eben der Sohn des mächtigen Burgherrn.

**Ihr Vater war besessen von Prunk und Pomp und inszenierte sich als Genussmensch und Feingeist. Für Mußestunden hatte er Schloss Kressendorf requirieren lassen, dreißig Autominuten von Krakau entfernt.**

In Kressendorf gab es eine riesige Freitreppe. Wenn ich oben an der Balustrade stand und sah, dass unten unser Diener Johann entlanglief, rief ich: »Johann!« Wenn

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

er gehorsam die Treppen heraufgestiegen war, fragte er höflich: »Bitte?« Worauf ich »Danke!« krächte und lachend davonzischte. Das musste er sich gefallen lassen. Niemand hätte sich getraut, das Früchtchen des Generalgouverneurs von Polen zurechtzuweisen, dem Alleinherrscher über siebzehn Millionen Menschen.

**Sie sind Jahrgang '39 und waren bei Kriegsende sechs Jahre alt. Empfindet ein kleiner Junge, der glaubt, er sei der Prinz von Polen, so etwas wie Skrupel?**

Einerseits spürte ich dieses intensive Triumphgefühl, Erwachsenen befehlen zu können, andererseits wusste ich tief innen, ich tue Unrecht. Man bekam endlos Spielzeug von jedem Gast geschenkt. Ich habe alles sofort kaputtgemacht. Da war dieses schlechte Gewissen, das man mitbekam. Die Erwachsenen wussten von den viehischen Verbrechen, die wir Deutschen täglich in Polen verübten. Ihre daraus resultierende innere Anspannung übertrug sich als psychischer Druck auf mich, und ich machte wie unter Zwang alles kaputt, was da war.

**Für die Fahrten in Ihre bayerische Heimat stand Ihnen der mahagonigetäfelte Salonwagen Ihres Vaters zur Verfügung, der an reguläre Züge angehängt wurde. Was bekamen Sie vom Leben außerhalb des Wawel mit?**

Dass unterhalb des Burghügels das Morden anfing, begriff ich nicht. Einmal hat mich mein Kindermädchen Hilde in das mit Stacheldraht umzäunte Außenlager eines KZs mitgenommen. Warum, weiß ich nicht. Vielleicht war einer der Bewacher Hildes Liebhaber. Ich freute mich sehr, als die Wachleute abgemagerte Häftlinge auf einen Esel setzten und ihm einen mächtigen Schlag auf die Flanke gaben. Das verschreckte Tier machte Bocksprünge, und die Männer fielen runter. Das war für mich ein unbändig lustiger Nachmittag. Obendrein gab es zum Schluss beim obersten Soldaten Kakao.

**Bei ihren Raffzügen durchs Krakauer Ghetto setzte Ihre Mutter die Discountpreise selbst fest, zu denen sie Pelzmäntel und Stoffe kaufte.**

Sie ließ sich von ihrem Chauffeur im Mercedes ins Ghetto fahren, bewacht von der SS. Einmal durfte ich mit. Ich stand in meinem reizenden Pepita-Anzug im Fond, drückte die Nase ans Fenster und sah traurig oder wütend dreinschauende, schlottrige

Menschen. Als mich ein sehr viel älteres Kind anlotzte, streckte ich ihm die Zunge raus. Es ging weg. Ich war der Gewinner und lachte.

**Ab Ende '44 lebten Sie mit Ihrer Mutter und Ihren vier Geschwistern wieder am Schliersee. Was empfanden Sie, als Ihr Vater im Januar '45 nach Hause kam?**

Auf einer Truhe lag seine Brille. Ich nahm sie, schaute ihn ruhig an und brach beide Bügel ab. Da stand er so was von baff da. Ich sehe noch sein empörtes Gesicht. Er gab mir eine Ohrfeige, aber das war für mich in Ordnung. Ich habe mich auch nicht entschuldigt. Ich konnte mit ihm einfach nichts anfangen.

**Im Umkreis Hitlers kursierte der Spruch: »Im Westen liegt Frankreich, im Osten wird Frank reich.« Ihr Vater, ein promovierter Jurist, der in den Zwanzigern zu Hitlers Stammverteidiger aufgestiegen war, griff in Polen in die Staatskasse und raubte Kunstschatze, darunter Bilder von Rembrandt, Raffael und Leonardo da Vinci. Bekamen Sie davon etwas mit?**

Vatis Diebereien waren nicht zu übersehen. Einmal ließ er im Salonwagen 200 000 eingekalkte Eier aus Krakau zu uns an den Schliersee schicken. Mit einem anderen Transport kamen geraubte Plastiken, Gobelins, Madonnen und Ikonen.

**Ihre Geschwister hatten zeitlebens zärtliche Gefühle für ihren Vater. Sie nie?**

Es gibt eine einzige zärtliche Szene. In seinem Badezimmer auf dem Wawel stand mein Vater vor dem Spiegel und rasierte sich. Als er mich sah, tupfte er mir etwas von seinem Schaum auf die Nasenspitze. Das hat sich mir eingebrannt. Eine Sehnsucht, von ihm geliebt zu werden, gab es wohl auch bei mir.

**Ihr Vater wurde am 4. Mai '45 von amerikanischen Soldaten verhaftet. Am Tag darauf wurde Ihr Haus am Schliersee geplündert.**

Ich fand das aufregend und spannend. Was meine Eltern geplündert hatten, wurde jetzt von befreiten polnischen und ukrainischen Zwangsarbeitern geplündert. Meine Mutter konnte gerade noch eine mit Schmuck und Juwelen prall gefüllte Tasche bei einer Nachbarin verstecken. Die Amis stellten dann Wachen auf. Ein GI, der Vatis

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Weinkeller entdeckt und sich betrunken hatte, stellte meine Mutter und uns drei jüngsten Kinder an die Wand unseres Hauses und legte mit seinem Gewehr auf uns an. Während meine acht und zehn Jahre alten Geschwister losheulten, hatte ich, sechs Jahre alt, keine Angst, weil ich damals – ich weiß das noch wie heute! – dachte: Der Ami mit dem Gewehr hat recht! Der ist auf der richtigen Seite, ich auf der falschen. Was ich dunkel spürte, sah ich Wochen später in der ersten demokratischen Zeitung: Fotos von Leichenhaufen, darunter Kinder meines Alters. Immer stand Polen darunter, und ich wusste ja, Polen gehört uns Franks! Der Ami übrigens, der uns erschießen wollte, hatte nicht mit Muttis Mut gerechnet. Die hat ihn dermaßen zusammengeschrien, dass er verängstigt das Gewehr absenkte und dann von einem anderen Ami weggeführt wurde.

**Ihr Vater – er war politisch verantwortlich für die Vernichtungslager Treblinka, Majdanek, Belzec und Sobibor und wurde wegen seiner Ausrottungspolitik »Schlächter von Polen« genannt – ließ sich im Nürnberger Gefängnis katholisch taufen und schrieb seiner Familie Hunderte frömmelnde Briefe, in denen er von Jesuserscheinungen und Lichtbrücken zu Gott berichtete.**

Als Kind hat man ein feines Gespür für Wahrheit und Verlogenheit. Seine Briefe haben mich schon damals abgestoßen, ein verschwiemertes Gesülze und pathetischer Schmarrn. Er war halt eine Kitschjuhle. Mein Bruder Norman glaubte ihm seinen neuen Glauben auch nicht: »Als Vati keinen Hitler mehr hatte, nahm er den lieben Gott als dessen Nachfolger.«

**Ihr Vater wurde in Nürnberg als Hauptkriegsverbrecher vor Gericht gestellt. In seinem Generalgouvernement starben sechs Millionen Menschen, viele davon in Auschwitz, dem »größten Menschenschlachthaus, das es je gegeben hat«, wie es Ralph Giordano später formulierte.**

Als in den Zeitungen die ersten Fotos aus dem Gerichtssaal erschienen, sagte unsere Mutter stolz: »Wenigstens sitzt er in der ersten Reihe.« Als er während der Befragung durch seinen Verteidiger eine Mitschuld an der Vernichtung der Juden eingestand, war sie stocksauer. Wenn er sich schuldig bekannte, war sie es ja auch. Prompt nahm er in seinem Schlusswort das Schuldeingeständnis zurück.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

**Vor der Urteilsverkündung durfte die Familie den Vater besuchen. Für Sie die erste und letzte Begegnung seit seiner Verhaftung.**

Wir sind vom Schliersee mit dem Zug nach Nürnberg gefahren, mit einer wunderbaren Dampflokomotive. Wenn du das Fenster geöffnet hast, flogen dir lauter Rußkörner ins Auge. Das war richtig toll. Beim Reinkommen in den ziemlich dunklen Besucherraum im Nürnberger Gefängnis sah ich als erstes Hermann Göring, weil der genau gegenüber der Tür saß. Hinter einer Glasscheibe. Wie alle anderen Angeklagten in diesem Raum. Mein Vater saß auf der rechten Seite des Raums, mit einem weiß behelmtten Ami-Soldaten neben sich. Meine Mutter führte mich an der Hand, und ich setzte mich gegenüber Vati auf ihren Schoß.

**Ihr Vater war damals 46 Jahre alt. Wie sah er nach eineinhalb Jahren Haft aus?**

Er hat mich angelacht. Einen grauen Anzug hatte er an. Sein Bewacher mit dem weißen Helm sah viel schneidiger aus. Der gefiel mir besser.

**Nach seiner Verhaftung ließen amerikanische Soldaten Ihren Vater Spießruten laufen. Er riss sich darauf mit einem Nagel die Pulsadern der linken Hand auf und verletzte dabei Nervenstränge. Ist Ihnen die Wunde aufgefallen?**

Nein. Auch nicht die Wunde an seinem Kehlkopf, die von seinem zweiten Selbstmordversuch stammte. Die GIs, die ihn Spießruten laufen ließen, hatten zuvor ein Außenlager des KZs Dachau befreit und dabei Leichenberge und zum Skelett abgemagerte Überlebende entdeckt. Deshalb droschen sie den Polenschlächter voller Wut aus der Hose. Wohl aus Schmerz und Schock wollte er sich daraufhin umbringen.

**Wie lange haben Sie mit Ihrem Vater gesprochen?**

Nicht länger als sieben, acht Minuten. Ich war natürlich stumm. Er erzählte mir, dass wir bald alle gemeinsam in unserem Haus am Schliersee fröhlich Weihnachten feiern und er uns dann auch wieder vom Huber Toni erzählen würde. Das war seine einzige lustige Geschichte: Der Huber Toni hatte beim Scheißen im Wald immer solche Angst vor Räubern, obwohl er selbst ein Räuber war. Ich dachte: Warum lügt er? Er weiß doch, dass er gehängt wird! Es war eine Riesenenttäuschung für mich. Ich

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

hatte gehofft, er würde ehrlich zu mir sein. Immerhin war ich damals sieben Jahre alt. Ein scheißender Huber Toni reicht nicht fürs Leben.

## **Waren Sie überzeugt, dass man Ihren Vater zum Tode verurteilen würde?**

Es war klar, dass es für Vati ans Eingemachte ging. Die Kinder in der Schule sagten mir fröhlich: »Gell, Niki, dein Papa wird bald aufg'hängt.« Und ich habe »Ja!« gesagt. Vatis Anwalt hatte Mutti schon im Sommer 1946 gesagt, dass alle, die in überfallenen Ländern führend tätig gewesen seien, keine Chance hätten.

## **Die Verkündung der Urteile am 1. Oktober '46 wurde live vom Bayerischen Rundfunk übertragen.**

Die Mutti hatte eine Liste mit den Namen der Angeklagten gemacht und kreuzte während der Übertragung jeden an, der zum Tode verurteilt wurde. Auch bei ihrem eigenen Mann machte sie das Kreuz. Das, muss ich sagen, bewundere ich. Irgendwie war sie mit dem Urteil einverstanden. Doch dann kam wieder der Zorn über sie. Elf Tage später schrieb sie Vati ins Gefängnis: »Alle waren wir Opfer einer kleinen verbrecherischen Clique. Ich sehne die Atombomben herbei, wenigstens für mich und die Kinder.«

## **Haben Sie geweint, als Sie hörten, Ihr Vater sei zum Tod durch den Strang verurteilt worden?**

Nein. Ich habe auch keinerlei Mitleid empfunden.

## **Ihr Vater wurde in der Nacht zum 16. Oktober 1946 in der Turnhalle des Nürnberger Gefängnisses gehängt. Die Henkersmahlzeit bestand aus Würstchen mit Kartoffelsalat, anschließend schrieb er Briefe.**

Wenn ich in ein paar Stunden gehenkt werde, würde ich schreien vor Angst. Widerwillig muss ich ihm da Stärke zugestehen. Aber statt eines ehrlichen Abschiedsbriefes verfasst er, der Schreibtischmassenmörder mit Doktorhut, einen weiteren Schwulstlappen an seine Frau: »Die Wahrheit wird siegen! Ich war niemals ein Verbrecher! Meine ›Schuld‹ ist eine rein politische Angelegenheit – aber keine juristische.« Dabei war Vati genau informiert, was in den Vernichtungslagern seines Gouvernements passierte. Es war ihm nur piepegal gewesen.

**Am Abend vor seinem Tod schrieb Ihr Vater Ihnen einen letzten Gruß in sein Gebetbuch. Haben Sie es noch?**

Ja. Das war meine letzte Enttäuschung. Alle Welt schrieb mich Niki, ohne c. Jetzt kriege ich von Mutti dieses Büchlein überreicht, und was schreibt der Kerl? »Meinem lieben Nicki«, mit ck. Todtraurig und stocksauer war ich. Kinder sind so.

**Was stand in dem letzten Gruß?**

Er endete mit dem Satz: »Ewig bete ich für Dich, mein Nicki.« Blanker Quatsch, denn er hatte nur noch ein paar Stunden zu leben. Der hätte in Steno beten müssen, so vielen hat er das versprochen gehabt.

**Die Leichen der Gehenkten wurden nachts in zwei unauffälligen Lieferwagen nach München gebracht und verbrannt. Die Asche wurde in Aludosen gefüllt und in den Conwentzbach geschüttet, der in die Isar fließt. Die leeren Behälter zerschlug man mit Äxten.**

Ich war zu der Zeit mit den zwei nächst älteren Geschwistern in einem Kinderheim in Schäftlarn. Die Kinderschwestern haben uns nichts von Vatis Tod gesagt. Ein paar Tage später kam die Mutti zu Besuch und sagte aufgesetzt fröhlich: »Schaut, ich habe ein Frühlingskleid an, weil Vati jetzt glücklich ist. Er ist im Himmel. Ihr müsst also nicht weinen.« Denn die beiden Geschwister heulten erbärmlich. Ich blieb still. Dass ich nicht mitheulte, fand die Mutti irgendwie beleidigend. »Warum weinst du nicht?!«, zischte sie mich an.

**Was fühlten Sie?**

Zum einen wusste ich ja, dass Vati gehenkt würde. Es war also keine Neuigkeit für mich, was Mutti erzählte. Zum anderen empfand ich diesen riesigen Druck: Ich liebe diesen Vater nicht und bin dadurch schuldig. Auch ein Kind weiß, es gehört sich, den Vater zu lieben und um ihn zu trauern. Niki mit ck, ein schießender Huber Toni und ein gelogenes Weihnachtsfest, vor allem aber die erste Zurückweisung als »Fremdi« hatten den totalen Bruch erzeugt.

**Wie sah die Zurückweisung aus?**

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ich lief, ein Lätzchen um den Hals, um einen großen runden Tisch im Warschauer Schloss Belvedere hinter ihm her und wollte unbedingt in seine Arme. Aber Vati lief vor mir weg und rief mir spöttisch zu: »Was willst du denn? Du gehörst doch gar nicht zur Familie. Du bist doch ein Fremdi.« Drei Jahre war ich damals alt. Diese Zurückweisung hat sich mir eingebrannt in die Seele bis heute, mit 75. Viele Jahre später habe ich durch einen Brief rausbekommen, dass Vati glaubte, ich sei nicht sein Sohn, sondern der seines besten Freundes Karl Lasch, den er offensichtlich nicht ohne Grund »mein blonder Strolch« nannte. Lasch verführte wahllos und hatte auch ein Verhältnis mit Mutti. Vati hatte ihn im Generalgouvernement zum Gouverneur von Radom gemacht. Wegen Korruption und Schiebereien wurde er auf Befehl Himmlers verhaftet und in seiner Zelle erschossen.

## **Nach außen galten die Franks als nationalsozialistische Musterfamilie.**

Die Ehe meiner Eltern war die absolute Grotteske. Vati war eifriger Fremdgeher und hieß hinter vorgehaltener Hand der »große Rammler im Osten«. Auch Mutti hatte etliche Liebhaber, darunter den Staatsrechtler Carl Schmitt – mein dritter mutmaßlicher Vater. Als Vati sich 1942 wegen seiner wieder aufgetauchten Jugendliebe Lilly scheiden lassen wollte, denunzierte Mutti sie bei Himmler als Halbjüdin. Sie kämpfte eiskalt um ihre Ehe, natürlich nur wegen der Privilegien: »Ich bin lieber die Witwe als die geschiedene Frau eines Reichsministers!« Sie schaffte es, dass Hitler Vati die Scheidung verbot. Und dieser Jammerlappen ließ sich das gefallen! »Du bist eine Bestie!«, schrie er Mutti hilflos wütend an.

## **Sie waren sieben Jahre alt, als Ihr Vater gehenkt wurde. Waren Sie in dieser Zeit ein glückliches Kind?**

Ja. Über der Familie lag zwar Tag und Nacht die Anspannung, wie das Urteil lauten würde, aber wichtiger als der Prozess war für mich, dass ich eine riesige Waffensammlung von den in die Alpenfestung fliehenden deutschen Soldaten hatte und jeden Tag im Wald herumballern konnte. Das war wunderbar.

## **Einmal haben Sie einen Dackel mit Kanonenschlägen in die Luft gesprengt. Nicht sehr sympathisch.**



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Das hatte – hoffentlich – nichts mit meinem Vater zu tun, sondern nur mit der Besitzerin des Dackels, die mich beim Stehlen ihrer Aprikosen erwischt und in der Volksschule verpetzt hatte. Als sie ihren fetten alten Dackel vor Judiths Laden in Neuhaus anband und ich per Zufall ein paar Schweizer Kanonenschläge in meiner Lederhose fand, habe ich sie dem Viech unter den Bauch gebunden. Ich stehe zu dieser Untat. Heute tut sie mir pflichtschuldigst leid. Als der Stern noch Klasse hatte, konnte ich mal einen Artikel über Theo Waigel mit dem Satz beginnen: »Wer als Bub Katzen am Schwanz an den Gartenzaun bindet, kann als Mannsbild so unsympathisch nicht sein.« Waigel hatte mir das erzählt. Wer auf dem Land zwischen Bauern aufwächst, die Hühner schlachten und sie zur Gaudi der Kinder noch ohne Kopf rumlaufen lassen, bekommt einen gesünderen Blick auf die Welt.

## **Genossen Sie bei Ihren Mitschülern einen Sonderstatus?**

Nein. Eine Ausnahme waren die Wochenschauen, die damals vor den Hauptfilmen im Kino liefen. Da wurde immer über den Nürnberger Prozess berichtet, und meine Mitschüler sahen Vati in der ersten Reihe sitzen. Als später im Fernsehen die ersten Dokumentationen über die Nürnberger Prozesse liefen, ging der Kameranaher wie üblich von Göring aus nach rechts die erste Reihe entlang, wurde aber meist kurz vor Vati gestoppt. Familie Frank hing in dieser Sekunde mit schiefen Köpfen in den Sesseln, weil sie noch weiter nach rechts ins Gerät glotzte, um doch noch Vati ins Blickfeld zu bekommen. Die Enttäuschung war jedes Mal groß, weil unser Vati eben doch nicht ein so wichtiger Hauptkriegsverbrecher war, dass ihn die Kamera einfach zeigen musste. Tja, man ist schon ein gemischter Charakter.

## **Würden Sie Ihren Vater umarmen, wenn er jetzt zur Tür reinkäme?**

Sicher nicht. Ich würde ihm sagen: »Willst du was essen, was trinken?« Und danach: »So, Vati, jetzt fangen wir an zu reden.« Ich sammle seit vierzig Jahren Material über ihn. Jetzt kenne ich Vati bis in sein Innerstes. Klar, es gibt keine wirkliche Aufarbeitung und keine wirkliche Vergangenheitsbewältigung, geschehen ist geschehen, aber ich würde ihn mit all meinen Fundstücken konfrontieren.

**Auf die Frage, ob Ihr Vater ein Gesinnungstäter war oder ein räuberischer Ganove, der ans große Geld wollte, haben Sie einmal geantwortet: »Wenn Hitler**

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

**gesagt hätte, lasst uns alle Oberpfälzer umbringen, hätte mein Vater auch ja gesagt. Die Millionen Leichen waren ihm wurscht, Hauptsache, der Mercedes.«**

Ich bin mir sicher, dass er kein wirklicher Antisemit war. In den Tagebüchern, die er mit 19, 20 geschrieben hat, ist kein einziger antisemitischer Satz drin. Hitler hat ihn als Generalgouverneur nur genommen, weil er genau wusste, dass Vati eine nachgerade homoerotische Verehrung für ihn hegte und nie Widerstand leisten würde. Wie gesagt, wenn Hitler statt der Juden die Oberpfälzer als Parasiten am deutschen Volkskörper ausgelöscht haben wollte, wäre das Vati auch scheißwurschtegal gewesen. Hauptsache, er konnte brillieren. Wenn er als Generalgouverneur zum Mord an den Juden und Polen aufrief, sagte er nicht einfach nur: »Lasst sie uns vernichten!« Nein, er machte eine sprachliche Pointe daraus: »Wenn ich für je dreißig Polen, die ich erschießen lasse, ein Plakat aushängen ließe, dann würden die Wälder Polens nicht ausreichen, um all das Papier herzustellen für solche Plakate.« Das ist pointiert formuliert und hat bösen Witz. Oder er fragte in Lemberg höhnisch: »Ich bin eben durch dieses alte Judennest gefahren: Ich habe ja gar keinen dieser Plattfußindianer mehr gesehen! Habt ihr etwa etwas Böses mit denen angestellt?« Das hat doch was! Klar, dass der Saal voller Deutscher mit »großer Heiterkeit« reagierte, wie im Protokoll zu lesen ist.

**Ihre Mutter kam aus bitterarmen Verhältnissen. Zeitzeugen beschrieben sie als eine zum Fürchten tüchtige Überlebenskampfmaschine, willensstark, mitleidlos, ungebildet, habgierig.**

Ja, das war sie wohl. Ich habe allerdings nie wieder einen Menschen getroffen, der so in der Wirklichkeit gelebt hat wie sie. Ein paar Wochen nach Kriegsende verkaufte sie ihre von Juden in Polen geraubten Juwelen in Schliersee an Juden, die den Holocaust überlebt hatten, als sei nichts passiert. Schon in den Dreißigerjahren, als Vati Reichsminister war und sie mit eigenem Horch und eigenem Chauffeur das Dritte Reich genoss, sagte sie: »Kinder, ich weiß, eines Tages werde ich euch wieder mit meiner Schreibmaschine ernähren müssen.« Ihre Absturzhöhe 1945 war enorm: Die Reichsministergattin und Königin von Polen mit überquellenden Schmuckkassetten und Dutzenden von Pelzen landete plötzlich in einer feuchtkalten Zweizimmerwohnung ohne Bad. Das Frank'sche Vermögen wurde eingezogen, und

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

sie bekam keinen Pfennig Rente. Als kein geklauter Schmuck mehr zu verkaufen war, hatte sie nichts außer fünf ziemlich dämlichen Kindern. Besonders schmerzlich für mich: Es gab keinen Diener Johann mehr.

## **Ihre hungernden Kinder schickte sie zum Betteln.**

Wir kriegten einen Zettel in die Hand und gingen von Bauer zu Bauer. Mein Bruder Michel war charmant und lustig und sah blendend aus. Er hat viel gebracht. Mir hat man nix gegeben. Ohne Johann, wie sollte ich das machen? Die Scham, dass ich nichts brachte, ist noch heute in mir drin.

## **Im Mai 1947 wurde Ihre Mutter wegen Flucht- und Verdunklungsgefahr verhaftet und ein Vierteljahr lang in ein US-Lager bei Augsburg gesperrt.**

Ich habe sie mehrmals besucht und traf auch auf die anderen Hohen Frauen: Frau Göring, Frau Frick, Frau von Schirach oder Frau Heß. Denen ging es da richtig gut. Sie mussten nichts arbeiten, saßen in der Sonne, feierten mit Fresspaketen der Verwandten von Hermann Görings erster Ehefrau Carin aus Schweden, und waren quietschfidel. Einmal fragte mich Mutti bei einem Besuch: »Kannst du das hören?« Ich hörte etwas, konnte es aber nicht identifizieren. Da sagte sie: »Das ist die Ilse Koch, die sie die Bestie von Buchenwald nennen. Die sitzt dort drüben im Keller und singt Nazi-Lieder.« Als Mutti braun gebrannt nach Hause kam, sagte sie: »Kinder, das war mein schönster Urlaub.«

## **Ihre Mutter wurde als Minderbelastete eingestuft.**

Sie konnte zig Persilscheine von Freundinnen und ehemaligen Günstlingen vorweisen. Mit den vielen Juden, die sie angeblich gerettet hatte, hätte man halb Palästina bevölkern können.

## **Bei Ihnen zu Hause fanden regelmäßig Séancen statt, bei denen mit Ihrem toten Vater geredet wurde.**

Damit bin ich aufgewachsen. Tante Martel, Muttis Schwester, galt als Medium für das Herbeirufen von Toten. Der Ärger war nur, dass ihr zunächst immer ihr verstorbener Mann Julius erschien. Der hatte Selbstmord verübt. Das regte uns auf. Wir wollten natürlich mit Vati sprechen. Wir mussten also Julius erst wegschicken,

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

dann stöhnte Tante Martel laut und lange, bis sie endlich Vati rangezerrt hatte. Einmal hat es mich allerdings wirklich gerissen. Mutti fragte neben ihrer in Trance stöhnenden Schwester: »Hans, wenn es wirklich du bist und kein böser Geist, dann klopf jetzt bitte mal im Schrank.« Und ich sage Ihnen, es klopfte im Schrank! Unglaublich! Sogar jetzt werde ich noch ein bisschen zittrig.

***Hangmen also die: John Woods, als Henker von Nürnberg zu Weltruhm gelangt, starb 1950 beim Ausprobieren eines elektrischen Stuhls.***

Mutti hat sich diebisch darüber gefreut. Zur Feier des Tages gab es Bohnenkaffee. Sie kannte das Foto des lachenden Henkers von Nürnberg mit dem Strick in der Hand. Da kannst du als Witwe von seinen Händen schon ein bisschen zornig werden. »Wenn das kein Zeichen des Himmels ist«, sagte sie. Da war sie ganz schnell auf Gottes Seite.

***1953 gelang Ihrer Mutter ein geheimer Bestseller. Unter dem Titel *Im Angesicht des Galgens* veröffentlichte sie im Eigenverlag Brigitte Frank Aufzeichnungen, die ihr Mann in seiner Nürnberger Zelle verfasst hatte. Um Käufer zu finden, schrieb sie Tausende Werbebriefe.***

Sie hat sich für uns Kinder aufgearbeitet. Sie hatte die clevere Idee, die Empfänger persönlich anzureden, und hämmerte mit so viel Kraft auf die Tasten, dass die Adressaten an der Wölbung der Buchstaben im Papier sehen konnten, dass sie ein Original in der Hand hielten. Das kostete natürlich eine wahnsinnige Arbeitszeit. Sie saß schon morgens um vier an ihrer Erika-Schreibmaschine, und das Geklapper ging bis abends. Sie hat das Buch für 4,50 Mark drucken lassen und für 19,50 Mark verkauft. Da sie nie einen Pfennig Steuer zahlte, hatte sie eine Höllenangst vor dem Finanzamt. Wenn ich zu Hause war und es an der Tür läutete, sagte sie leise zu mir: »Niki, schau durch's Guckloch. Wenn's ein Mann mit 'ner Aktentasche ist, sind wir nicht da.«

***Ihre Mutter verdiente mit *Im Angesicht des Galgens* rund 250 000 Mark.***

Der Chef von VW hat nicht nur zig Exemplare gekauft, sondern ihr auch noch einen VW Käfer geschenkt. Sie zog in eine herrschaftliche Wohnung am Schwabinger Josephsplatz und flanierte im Persianer durch München. Nachmittags trank sie im

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

»Carlton« oder »Regina« Tee und hielt wieder Hof wie als Königin Polens auf dem Wawel in Krakau.

**Fünf Jahre später hatte Ihre Mutter das Geld durchgebracht. Herzkrank, mit Wasser in den Beinen und drei Schachteln Camel am Tag rauchend rutschte sie ins Elend.**

Als null Geld mehr da war, machte sie aus ihrer Altbauwohnung ein Billigasyll. An den Stuckdecken der Zimmer brachte sie Laufschiene an, arbeitete Bettlaken zu Vorhängen um und bugsierte sie in die Schienen. So entstanden ein Dutzend Kabuffs, in die sie Matratzen und Woldecken legte. Dann fuhr sie am Abend mit der Tram zum Hauptbahnhof und sprach Leute an, ob sie für fünf Mark bei ihr übernachten wollten. Wenn ich in den Internatsferien bei ihr wohnte, wusste ich nicht, wo ich schlafen kann, weil überall Fremde hausten. Das war eine Wirklichkeit, die Mutti nicht mehr ertrug. Sie brach zusammen. Es war das einzige Mal, dass ich sie weinen sah. Da habe ich richtig gelitten. Und sie sehr geliebt. Ein halbes Jahr später starb sie, mit 63.

## **Wer zahlte Ihr Internat?**

Der Hilfsfonds Freunde der Familie Frank. Ich kam mit zwölf aufs Internat in Wyk auf Föhr und blieb dort bis zu meinem miserablen Abitur 1959.

## **Gefiel Ihnen das Internat?**

Ja, es war meine Heimat. Ich erlebte dort eine unheimlich glückliche Zeit. Das Internat wurde nach den Regeln des Deutschritterordens geführt. Es ging sehr streng zu, mit Appell und Morgenlauf und sehr viel Sport. Dort war ich richtig daheim und bei mir. Der Leiter, Pastor Lohmann, war für mich Ersatzvater. Er sammelte gerne Nazi-Kinder und sagte mir einmal, als ich so um die 14 Jahre alt war: »Niki, dein Vater war der beste Redner, der war besser als Hitler, Goebbels, Göring!« Dennoch war es keine versteckte Napola.

## **Wussten Ihre Mitschüler, wer Ihr Vater war?**

Nein. Die beiden Ribbentrop-Söhne, Adolf und Barthold, waren auch einige Jahre da. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich mit denen je über unsere gehängten Väter geredet hätte.

## **Wenn Sie nach Hause trumpten, protzten Sie vor den Fahrern mit Ihrem Vater. Warum?**

Weil ich mit dieser Nummer glänzend gefahren bin. In den Fünfzigerjahren waren es ja meist die alten Nazis, die die ersten Autos fuhren. Und ich wusste, ich krieg von denen was zu essen oder Geld, wenn ich sage, dass ich der Sohn des Generalgouverneurs von Polen bin. Es hat sich immer ausgezahlt. Das war von mir ein übles und eiskaltes Ausnutzen der Verbrechen meines Vaters.

## **Hatte Ihre Mutter nach 1945 Liebhaber?**

Vielleicht einen, aber das ist unsicher. Die Mutti hat alles aufgeschrieben und aufgehoben, sogar das Intimste. Deswegen weiß ich, dass sie nie einen Orgasmus gehabt hat. Geschlechtsverkehr war für sie Dienst am Manne. Es ist unglaublich, mit welcher Härte sie die Männer durchschaut hat. Über ihre beiden Schwiegersöhne sagte sie einmal zu mir: »Ich hätte sie zertreten.« Und der amerikanische Pater, der meinen Vater getauft und zum Galgen begleitet hatte, erzählte mir: »Niklas, Ihr Vater hatte noch im Nürnberger Gefängnis Angst vor Ihrer Mutter!«

## **Drei Tage vor ihrem Tod im März 1959 sagte sie Ihnen: »Du hast mich nie gemocht, was, Kleiner?«**

Das hat sich mir natürlich eingebrannt. Ich habe ihr meine bockige Liebe auch nie gezeigt, außer beim Haarekämmen. Wenn ich sie kämmte, machte sie die Augen zu und schnurrte wie eine Katze. Das war für mich toll. Da war ich ihr sehr nah, weil ich ihr Zärtlichkeit geben konnte. Sie selbst war kein zärtlicher Mensch. Herzlichkeit, Umarmungen, Bussis, das gab es bei ihr nie. Wir fünf Kinder haben diese Kälte, die sie uns während der hohen Zeit der Franks zeigte, durch noch eisigere Kälte heimgezahlt, als sie am Boden lag.

## **Wie hat Sie die Nachricht vom Tod Ihrer Mutter erreicht?**

Ich war im Internat und hatte eine Platte Kuchen bestellt, weil ich Geburtstag hatte. Als ich das Blech über den Appellplatz zu meiner Bude trug, rief mich die Sekretärin ins Büro, da wäre ein Telefongespräch für mich. Ich habe den Kuchen abgestellt, und meine schwer heulende Schwester Brigitte sagte mir, die Mutti sei gestorben. Dazu habe ich mal wieder »Ja« gesagt, bin mit dem Kuchen zu den anderen

und habe fröhlich gefeiert. Dass mir eben meine Mutter weggestorben ist, habe ich nicht gesagt, denn ich war wirklich fröhlich. Muttis Tod war eine große Befreiung. Endlich konnte sie mich nicht mehr in meinen Feigheiten ertappen.

## **Gehen Sie ans Grab Ihrer Mutter?**

Selten. Ich kann keine Beziehung zu ihr aufbauen, wenn ich vor dem Grab stehe, denn als meine Schwester Gitti starb, hat ihr Ehemann aus Geiz gebeten, dass sie auch in Muttis Grab gelegt würde. Mein Bruder Norman gestattete es. Mutti musste ausgegraben werden, und ihre Knochen lagen während Gittis Beerdigung in einem offenen Plastiksack hinter dem Nachbargrabstein. Ihr bleicher Schädel mit den riesigen Augenhöhlen lugte hervor. Ich konnte sehen, dass sie ein Gebiss trug. Da hab ich kurz aufgelacht. Die Trauergäste dachten sicher, ich sei debil. Der Tod und das Groteske – wie Muttis plötzlich herübergrüßendes Gebiss – haben mich immer fasziniert. Als mein Bruder Norman 2009 starb und in der Anatomie von Medizinstudenten zerwirkt wurde, hätte ich zu gerne selbst Skalpell angelegt. Aber der Professor durfte es mir nicht erlauben. Ich habe Norman sehr geliebt – im Rahmen der ziemlich beschränkten Frank'schen Liebesmöglichkeiten – und wäre ihm beim Aufschneiden noch einmal ganz nahe gekommen.

## **Sind Sie sich manchmal selber unheimlich?**

Nein, das war ich mir noch nie. Ich finde mich rundum glänzend misslungen. Wenn wir zu meiner Lebensphilosophie kommen: Für mich war stets die Groteske das Wichtige. Auch bei Interviews habe ich danach gesucht. Als ich mit Thomas Bernhard in seinem Bauernhof in Ohlsdorf saß, klingelte es draußen. Bernhard ging hin. Als er zurückkam, sagte er: »Weil wir gerade über die Groteske des Lebens reden: Draußen stand meine Putzfrau, um mir zu sagen, dass sie heute nicht kommt.«

## **Wussten Ihre Freunde und Journalistenkollegen, wer Ihr Vater ist?**

Nein. Nur einmal wurde nachgeforscht. Als ich 1973 zum *Playboy* ging, lud mich der von Hugh Hefner eingesetzte Supervisor, Mister Spelman, zum Mittagessen ein und sagte: »Herr Frank, wir wissen sehr wohl, wes' Vaters Kind Sie sind. Aber wenn Sie mir versprechen, dass Sie im *Playboy* nicht Ähnliches wie Ihr Vater

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

verlauten lassen, haben Sie hier freie Hand.« Ich und zwischen nackten Mädchen im *Playboy* wie Vati den Holocaust einfordernd!

**1987 haben Sie sich mit Ihrem Buch *Der Vater. Eine Abrechnung selbst geoutet. Wie kam es dazu?***

Als Internatsschüler bin ich oft mit dem Rad nach Wyk in die Buchhandlung gefahren, um im Namensverzeichnis zeitgeschichtlicher Neuerscheinungen unter »Frank, Hans« nachzuschauen. Dann las ich schnell die Seiten, auf denen er erwähnt wurde. Als ich mit 22 meine spätere Frau kennenlernte, habe ich ihr gesagt: »Eines Tages schreibe ich über meinen Vater.« Aber das tat ich erst, als ich schon auf die 50 zugeing. Unbewusst hatte ich immer den Satz im Kopf: Ich lasse mir von diesen Eltern mein eigenes Leben nicht kaputt machen! Den *Vater* habe ich in einem zwölfwöchigen Rauschzustand in Muttis alte Erika-Schreibmaschine gehackt, mit der sie Vatis Geschreibsel aus der Nürnberger Zelle zum Bestseller gemacht hatte. Das war ein äußerst zorniger Kampf gegen meinen Vater, verbunden mit dem befriedigenden Gefühl: Heute wieder schwere Schläge gegen dich geführt, Vati! Ihn verbal in den Dreck zu ziehen, löste ein unendliches Triumphgefühl in mir aus. Es löste auch meine Angst vor ihm, denn er beherrscht ja noch immer mein Gehirn, dieser verfluchte Kerl.

**Ihr Buch löste einen Eklat aus. Der Hauptgrund war, dass Sie beschrieben hatten, wie Sie als Jugendlicher jahrelang zu der Vorstellung onaniert haben, wie Ihr Vater gehängt wird. Zitat: »Ich mochte Dein Sterben. Ich legte mich nackt hin, auf das stinkende Linoleum der Toilette, die Linke am schlaffen Glied, und mit einer leichten Rubbelbewegung fing ich an Dich zu sehen, wie Du auf und ab gehst in Deiner Zelle, die Fäuste gegen die Augäpfel gepresst ... und dann führten sie Dich die 13 Stufen – Symbolik muss sein – hinauf, die Haube drüber, den Strick um den Hals und ab in die Ewigkeit. Dafür krieg ich den Orgasmus.«**

Die Toilette mit dem Linoleum war in der Dürnbachstraße 7 in Neuhaus am Schliersee. Wir vier Geschwister lebten zusammen mit unserer Mutter in dieser Zweizimmer-Wohnung. Die älteste Schwester hatte schon geheiratet. Die Toilette war der einzige Ort, an dem man für sich sein konnte. Dort habe ich vier Jahre lang die Hinrichtung meines Vaters mit Lust zelebriert. Die Todesnacht zum 16. Oktober



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

wurde von Mutti immer feierlich mit Kerzen und lautem Gedenken begangen. Mich indes drängte es aufs Linoleum. Warum, wusste ich lange nicht. Erst eine Journalistin hat mir die Augen geöffnet: »Herr Frank, Sie haben Ihren Orgasmus als Zeichen des Überlebenswillens gegen diesen Vater gesetzt.«

**Sie haben in den Folgejahren Bücher über Ihre Mutter und einen Ihrer Brüder geschrieben. Ihr Bruder Norman warf Ihnen mal »unappetitlichen Exhibitionismus aus Ruhmsucht« vor. Ist da etwas dran?**

Ja und nein. Wenn ich so im Kreis der schreibenden Nazi-Täter-Nachkommenschaft herumschaue, entdecke ich eine gewisse Eitelkeit. Gegen die kämpfe ich bei mir an, indem ich mir immer wieder klarmache, dass es die Millionen unschuldig Ermordeten sind, denen ich die Einladungen zum Lesen aus meinen Büchern verdanke. Wenn ich danach zum Beispiel eine Flasche Schnaps oder Wein überreicht bekomme, halte ich sie hoch und sage ins Publikum: »Sie sehen, welchen Gewinn man einstreicht, wenn man auf dem Ticket eines Nazi-Verbrechers fährt.«

**Sie haben *Der Vater* in Ihrer Zeit als Kulturchef des Stern veröffentlicht. Waren Sie als Branchenprofi gegen Verrisse immun, die Ihr Buch als »Seelengekröse« und »hassverseuchtes Gefasel« eines Psychopathen geißelten?**

Nein, ich war total im Arsch. Ich dachte, die lieben Kollegen würden sofort kapieren, dass ich dieses Buch aus Zorn über die Verbrechen der Nazi-Zeit geschrieben habe und zeigen wollte, wie es in einer Familie zugeht, die ihre Moral unterdrückt und auf einem Meer von Blut ein prächtiges Leben feierte. Aber meine Verzweiflung dauerte nicht lang. Dann gewann wieder dieses merkwürdige andere Gefühl in mir die Überhand: Ihr könnt mich alle mal! Norman hatte auch dieses Überlegenheitsgefühl und führte es darauf zurück, dass wir zwölf Jahre lang Dienerschaft hatten. Massenmörder mit Hofstaat adelt. Keiner von den kleinen Scheißern kommt an mich heran! Dank Johann.

**Ihr Vater-Buch schließt mit der Prognose, dass Sie ein »ewig kindlicher Zombie« bleiben werden, da Ihnen Ihr Vater »wie ein Schweinsrüssel« im Hirn steckt.**

Er ist immer gewärtig. Du kriegst ihn nicht los. Zwar bin ich schon mein eigener Mensch geworden, aber der Vati ist immer noch wie eine stickige Haube über mir. Sicher ist manches an mir nur zu verstehen, wenn man weiß, dass ich keine Liebe empfangen habe. Aber das haben Millionen an-derer Kinder auch erlebt und sind doch großartige, selbstsichere Menschen geworden.

**Es heißt, aus ungeliebten Kindern werden Erwachsene, die nicht lieben können.**

Nicht ganz. Ich habe viele emotional schräge Stücke geliefert und meine Umgebung rücksichtslos verletzt. Aber ich kann schon Liebe zeigen, wenn auch in sehr schwieriger und komplizierter Weise. Wenn du diesen Vater-Dreck überleben willst, geht das nur durch Witz. Was ich nicht ironisieren kann, bringt mich an den Galgen. »Eltern sind nicht totzukriegen, aber man kann versuchen, sie kleinzulachen«, schrieb mir mal ein Leser. Ich sehe mich immer – auch jetzt in dieser Sekunde – aus zwei bis drei Meter Höhe, und was ich da sehe, macht mir oft rote Ohren. Dennoch werde ich dadurch nicht zum besseren Menschen. Ich sehe, was ich anrichte, und ich richte es trotzdem an.

**Glauben Sie, dass Charakter erblich ist?**

Mein Bruder Norman sagte, ein Kriegsverbrechersonn darf keine Kinder haben. So ein blöder Quatsch. Das ist faschistische Denke.

**Träumen Sie von Ihrem Vater?**

Ich habe mein ganzes Leben lang nicht von ihm geträumt, doch vor zwei oder drei Jahren erlebte ich plötzlich diesen Dreckstraum: Ich gehe eine Straße entlang. Neben mir geht Vati, groß gewachsen. In seinem Ledermantel. Viel größer als ich. Ich rieche das Leder seines Mantels. Er blickt auf mich herab und strahlt eine unendliche Verachtung auf mich aus, weil ich dieses Buch über ihn geschrieben habe. Beim Aufwachen war ich natürlich stocksauer, weil es küchenpsychologisch so verflixt offensichtlich ist: Ich suche eben doch noch nach Vatis Liebe. Zum Kotzen!

**Drei Ihrer Geschwister waren Nazis. Als Sie nach langem Schweigen Anfang der Achtzigerjahre Ihre Schwester Sigrid in Südafrika anriefen und fragten, was sie gerade mache, bekamen Sie zur Antwort: »Ich rechne aus, wie**

**lange jeder Jude hätte brennen müssen, wenn wirklich sechs Millionen vergast und verbrannt worden wären.«**

Sie hat Vati hoch verehrt und hielt den Holocaust für eine Lüge. 1966 ist sie mit Freuden nach Südafrika ausgewandert, weil sie das Apartheid-Regime schätzte. Meine Schwester Gitti verübte mit 46 Jahren Selbstmord. Schon in ihrer Jugend hatte sie davon gesprochen, nicht älter werden zu wollen als Vati, der ja mit 46 hingerichtet worden war. Mein Bruder Michel trank sich mit bis zu 13 Litern Milch am Tag in den frühen Tod mit 53 Jahren. Norman verhielt sich anders. »Mein Vater war ein Nazi-Verbrecher, aber ich liebe ihn«, war sein Lebensfluch. Aus dieser Falle wollte er nie raus. Immerhin hat er sich den Verbrechen unseres Vaters gestellt und sie anerkannt. Prompt wurde er achtzig Jahre alt – wenn auch als lebenslanger Alkoholiker, der manchmal nachts auf allen Vieren durch die Wohnung kroch und um Schnaps bettelte.

**Von den fünf Frank-Kindern sind vier am untoten Vater krepirt. Warum Sie nicht?**

Woher wissen Sie, dass ich nicht? Meine drei zu früh gestorbenen Geschwister hätten unvoreingenommen prüfen sollen. Aber die haben Vati nur immer als unschuldiges Opfer von Hitler und Himmler verteidigt. Das zog ihnen die Lebenskraft raus. Gegenüber allen vier Geschwistern hatte ich allerdings den Vorteil, dass mich unser Vater zunächst als untergeschobenen Balg zurückgewiesen hatte. Das schuf schmerzliche, aber auch gesunde Distanz. So konnte eine alles verzeihende Liebe gar nicht erst aufkommen. Ich habe nur per Zufall der Geburt mit Vati zu tun. Aber ich bin per Zufall auch Deutscher. Ich werde weder meinem Vater noch uns Deutschen je verzeihen können, was wir in zwölf Jahren zwischen 1933 und 1945 angerichtet haben. Seitdem sind wir in gewisser Weise ein auserwähltes Volk: Wir wissen, dass Feigheit und Schweigen bis zum Holocaust führen können. Doch was erlebe ich? Täglich blinzelt mir mein Vater listig vom Totenfoto in meiner Jackentasche zu. Nein, er und seinesgleichen sind noch lange nicht tot hierzulande.

**Wer, glauben Sie, ist Ihr lieblicher Vater: Karl Lasch, Carl Schmitt oder Hans Frank?**

# Reporter**FORUM**

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Die Lösung ist einfach: Ich schaffte es nie, so ein Frauenheld zu sein wie der Schieber Karl Lasch, ich konnte nie so viele anbetende Jünger um mich scharen wie der Staatsrechtler Carl Schmitt, aber ich kämpfe schon ein Leben lang gegen meine innere Feigheit an, und die kann ich nur von diesem Hans Frank geerbt haben. Tja, ich bin nun mal sein echter Sohn.

## »Es gab zu viele Verwundungen«

*Sex mit der Stiefmutter, Kämpfe mit Grass: Der Publizist Fritz Raddatz hat neue Tagebücher veröffentlicht - und teilt aus wie nie.*

Von Sven Michaelen, Süddeutsche Zeitung Magazin, 04.04.2014

**Herr Raddatz, die abstoßendste Figur in Ihren Tagebüchern ist Ihr Vater, ein Oberst a. D. der kaiserlichen Armee, der in der Weimarer Republik zur Direktion der Ufa gehörte.**

**Fritz Raddatz:** Das Wort Vater steht in meinem Inneren in Anführungszeichen. Nach seinem Tod sagte meine Stiefmutter mir, er sei nicht mein leiblicher Vater. Also ein Jakob-Augstein-Schicksal, außer dass der wahre Vater kein berühmter Romancier war.

**Konnte Ihre Stiefmutter Ihnen sagen, wer Ihr biologischer Vater ist?**

Ja. Den möchte ich aber nicht aufdecken, weil er kein ganz unbekannter Mann war.

**Sie wurden zu Hause über Jahre brutal misshandelt. Wussten Sie, warum?**

Ich habe mich jeden Tag gefragt, wie es sein kann, dass mein Vater so furchtbar grausam zu mir ist. Beim geringsten Vergehen wurde ich so geprügelt, dass selbst der Hund Mitleid mit mir hatte und erst recht meine Kindermädchen, die oft weinend versuchten, dazwischenzugehen, wenn er mir wie rasend blutige Striemen schlug. Mein Gefühl war, dass er mit seinen geradezu orgiastischen Hassausbrüchen sich für irgendetwas an mir rächte. Deshalb erscheint es mir plausibel, was meine Stiefmutter sagte: Er prügelte auf einen Bastard ein. Dazu benutzte er eine Hundepeitsche aus geflochtenem Leder oder eine Pferdepeitsche, die aus einem Stahlstock bestand, der mit Stroh und Leder umwickelt war. Die Pferdepeitsche war weniger flexibel und tat deshalb nicht ganz so weh. Geschlagen wurde ich entweder auf den nackten Hintern oder auf die Lederhose, die Kinder damals trugen.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

**Als Sie elf Jahre alt waren, gab es eine Nacht, die, wie Sie schreiben, »mein ganzes Leben bestimmt und zerstört hat, nämlich als mein Vater mich verführt und ich mit seiner Frau ficken muss«.**

Obwohl ich ein alter Mann bin, habe ich diese Nacht nicht vergessen können. Mein Vater kam mit erigiertem Glied in mein Schlafzimmer, zog mich durch die Verbindungstür ins elterliche Schlafzimmer und führte mich meiner Stiefmutter zu. Mit meinen elf Jahren hatte ich keine Ahnung, was von mir erwartet wurde. Ich hatte noch nicht mal onaniert. Meine Sexualität bestand aus unbegriffenen Ferkelversen aus der Schule und Witzchen, wie die Kinder zustande kommen. Mein Vater führte mir vor, wie man das macht. Sein erigierter Schwanz – riesig in den Augen eines Elfjährigen – war ein entsetzlicher Schock. Es war eine psychische und physische Vergewaltigung. Heute würde man Herrn Raddatz einen Sexualverbrecher nennen und die Polizei rufen.

## **Kann ein Elfjähriger mit einer Frau Geschlechtsverkehr haben?**

Es ging nicht richtig, aber es ging. Irmgard, so hieß sie, war die erste Frau, mit der ich geschlafen habe. Wir waren nicht verwandt, für sie war ich wie ein fremder Junge. Sie war mit ihrem Mann sexuell im Gange und deshalb entzündet, wie man das vornehm nennt. Da muss es einen Moment gegeben haben, dass sie sagte, wenn sogar der Vater das interessant findet, dann will ich es auch.

## **Was für eine Frau war Ihre Stiefmutter?**

Eine aufs Körperliche ausgerichtete Vorstadt-Mondäne, eine rothaarige Lola mit grünen Katzenaugen. Die Beziehung zwischen ihr und dem Herrn Raddatz war vor allem sexuell bestimmt. Er war ihr verfallen bis zur Hörigkeit. Die beiden hatten öfter Triolen. Da war dann allerdings kein Elfjähriger beteiligt, sondern ein erwachsener Mann.

## **Wann haben Sie über den Missbrauch sprechen können?**

Ich habe das verbunkert in meinem Inneren und dort nicht wieder rausgeholt. Erst vier Jahre später habe ich meinem Vormund davon erzählt, Pastor Mund. Bei ihm lebte ich, nachdem mein Vater 1946 gestorben war.

**Ihr Vormund, ein, wie es in Ihren Tagebüchern heißt, »verlogener Charismatiker« mit »sirrend-hexischem Charme«, führte ein Doppelleben. Nach außen gab er den tief religiösen Ehemann und Kindsvater, mit Ihnen, seinem anfangs minderjährigen Mündel, hatte er 17 Jahre lang Sex.**

Nicht selten hinter dem Altar, während seine Frau das Essen bereitete, vor dem selbstverständlich gebetet wurde. Ich hatte mit der erwähnten Ausnahme bis dahin keine sexuellen Erfahrungen und hielt unsere Beziehung für Liebe – was es von meiner Seite bestimmt war und von seiner, denke ich, auch. Es war nicht nur die Verführungsgeschichte eines Dreißigjährigen und eines 15-Jährigen. Obwohl er mich betrog, war ich fast sklavisch an ihn gebunden.

**In Ihren Träumen haben Sie bis heute auch Sex mit Frauen.**

Und das wundert Sie? Ich habe auch längere Beziehungen mit Frauen gehabt. Nachdem ich mit einer Frau geschlafen hatte, ging ich oft noch in eine Schwulensauna. Ich könnte nicht sagen, ob ich von jung an schwul war oder es erst durch die Verführung des Pfaffen wurde. Ist eigentlich auch wurscht. Nachdem er mich verführt hatte, war mein Begehren ausschließlich auf den Pfaffen fixiert.

**Peter Handke sagt, seine Akne habe ihn zum Schreiben gebracht. John Updike nennt als Grund seine Schuppenflechte. Sie haben Vitiligo, auch Weißfleckenkrankheit genannt.**

Wie Michael Jackson. Die Haut bestrafte mich mit widerlichen Flecken, weil ich aus ihr raus wollte. Ich habe das kurz nach dem Abitur bekommen. Damals wusste niemand, dass das eine Krankheit ist. Es begann mit einem ganz kleinen Flecken am Hals, dann wurden es mehr. Ich versuchte, die Flecken zu kaschieren. Der erste Dermatologe verschrieb mir eine Creme. Später hieß es, Sie sind ein Nervenbündel und deshalb ist Ihr vegetatives Nervensystem gestört. Nach vielen Gesprächen mit Dermatologen glaube ich heute, dass Vitiligo eine seelische Wurzel hat.

**Ihre Mutter Alice, eine schöne Pariserin aus reichem Haus, ist bei Ihrer Geburt gestorben. Gab es in Ihrer Kindheit Zärtlichkeit und Liebe?**

Ich bin in meiner Kindheit nicht einmal in den Arm genommen, geküsst oder gestreichelt worden, es sei denn vom Hund mit der Zunge. Das Fehlen von Liebe und

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

einer behütenden Mutter war für mich eine intensive Ego-Kränkung. Diese Kränkung versuchte ich zu kompensieren, indem ich mir meine eigene schützende Welt aus Buchstaben baute. Die Beziehung zu Pastor Mund war ebenfalls eine Flucht in einen Schutz hinein. Ich hätte damals auch einen Feuermelder umarmt und geküsst auf der Suche nach einem, der mir hilft zu leben.

## **Werden aus ungeliebten Kindern Erwachsene, die nicht lieben können?**

Die fehlende Liebe hat bei mir zum einen eine fast panische Suche nach Liebe und ein dauerndes Anbieten meiner Liebe bewirkt, egal ob bei Männern oder Frauen. Zum anderen, was man böse meine exzessive Gefall- und Ruhmsucht nennen könnte. Ich würde es die Anerkennung auf dem Markt der Eitelkeiten nennen, die ich auf manchmal absurde Weise gesucht habe. Es ist das ewige Penis-zeigen-Müssen des ungeliebten und sich deshalb minderwertig fühlenden Kindes. Vor dem Krieg war ich mit meinem Vater im »Haus Vaterland«, einem Varieté am Potsdamer Platz in Berlin. Als Musik gespielt wurde, bin ich mit meinen sieben Jahren auf die Tanzfläche gegangen und habe zum Entsetzen oder Amüsement aller Gäste einen Spitzentanz getanzt. Dieser Spitzentanz hieß später Rowohlts oder Zeit-Feuilleton.

## **Bei was heben Sie den Finger: Eitelkeit oder Narzissmus?**

Bei Ersterem. Narzissmus ist ein die Persönlichkeit zersetzendes Gift und führt nicht zur Produktion. Ein Narzisst kann kein wunderbares Klavierkonzert schreiben, weil er vor der letzten Note in seinem Spiegelbild ersäuft. Eitelkeit dagegen kann einen Menschen aufblühen und sich großartig entfalten lassen, wie eine japanische Papierblume. Diese Menschen ziehen aus ihrer Ich-Besessenheit Ehrgeiz, Kraft und Produktivität.

**In Ihren Tagebüchern beklagen Sie ständig, dass man Ihnen mickrige Blumensträuße mitbringt, zu niedrige Honorare anbietet und Sie in miesen Hotels unterbringt. Das nennt man narzisstische Kränkung.**

Nein, es geht um Herabsetzung meiner Würde. Unsere Welt ist nun mal so gebaut, dass Geld auch eine Form der Anerkennung für Begabung ist. Wer mir 400 Euro für einen Artikel anbietet, sagt mir, eigentlich bist du ein Niemand, ein Greis auf



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Nuttentour. Das als Kränkung zu empfinden, muss gestattet sein, ohne den Stempel Narzisst aufgedrückt zu bekommen.

**Mit Gabriele Henkel, der Witwe des Waschmittel-Milliardärs Konrad Henkel, verband Sie eine 40-jährige Freundschaft. Die endete, als Ihnen Frau Henkel als Gastgeschenk zwei Geschirrhandtücher überreichte.**

Ich zog damals in eine neue Wohnung, ein großes Ereignis für mich, und hatte Menschen eingeladen, die ich für Freunde hielt. Natürlich bringt man dann nicht zwei Geschirrhandtücher mit. Frau Henkel nagt ja nicht am Hungertuch. Schenken heißt für mich, einen Menschen zu streicheln. Also bringt man entweder gar nichts mit oder etwas, was sich sehen lassen kann. Zwei Geschirrhandtücher würde man doch nicht mal seiner Putzfrau schenken, wenn die in die neue Zweizimmerwohnung gezogen ist.

**Dauerthema Ihrer Tagebücher ist das, was Sie die »Verkommenheit des Literaturbetriebs« nennen. Dabei rezensieren Sie immer wieder Bücher von Freunden.**

Das ist ein heikel Ding. Besser täte man es nicht. Ich habe mich darüber hinweggesetzt und gesagt, ich mache, was ich will.

**Zu den Freunden, die Sie immer wieder rezensiert haben, zählt Günter Grass. Auch mit ihm sind Sie auseinander.**

Er nimmt mir übel, dass ich ihn öfter mit dem George-Grosz-Stift karikiert habe, statt ihm Seerosen ins Haar zu malen.

**Nachdem Grass sein Israelkritisches Gedicht *Was gesagt werden muss* veröffentlicht hatte, schrieben Sie: »Der Ex-Freund ist artistisch impotent geworden. Wieso hält er nicht die Klappe? Er kommt mir vor wie die alternden Schwulen in den Parks, die an sich herumfummeln, ihn kaum oder nicht oder knapp hochkriegen – und dann kommt ein widerliches Tröpfchen.«**

Da Grass in einem übrigens scheußlichen Gedicht selber geschrieben hat: »Er steht mir noch, aber nicht so oft«, darf ich so etwas schreiben. Es ist nun mal so, dass Indiskretion zum Wesen eines Tagebuchs gehören. Ich bin ja auch mir selber gegenüber indiskret.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

**Dass Sie öffentlich gemacht haben, er würde seine Frau »an jeder Ecke betrügen«, hält Grass für den Verrat einer Freundschaft.**

Das mit dem Betrügen war alles schon vorher publiziert worden. Lesen Sie mal die Grass-Biografie von Michael Jürgs. Aber ich akzeptiere, dass er gekränkt ist. Umgekehrt bin ich über sein Tagebuch auch gekränkt. Das muss er akzeptieren, tut er aber nicht. Ich werde nicht an seiner Tür klingeln und sagen, wir wollen uns wieder lieben. Ich denke, dass das nicht zu reparieren ist.

**Haben Sie Ihre Tagebücher vor der Publikation zensiert?**

Ein paar intime Dinge habe ich wegen Schamgrenzen rausgenommen. Der Rest wurde durch das Sieb von zwei Anwälten und meinem Verleger Alexander Fest gerührt. Wenn Fest fragte, ob ich der Person XY das wirklich antun wolle, sagte ich, ja, das tue ich dem an – und vor allen Dingen mir. Fest wollte mich vor mir selber schützen, aber ich habe mich nicht schützen lassen.

**2007 notierten Sie nach einem Telefonat mit der Frau Ihres todkranken Freundes Peter Rühmkorf: »Als ich unverblümt nach Pinkeln-Können mit der künstlichen Blase und nach seinem Pimmel fragte (>Du weißt ja, wie wichtig das Ding für uns Männer ist<), erzählte sie, sie habe wegen genau dieser seiner Angst einen Handspiegel gekauft und den vor seinen Schwanz gelegt – den Schwanz, mit dem er sie 1000-fach betrog – und gesagt: >Nu sieh doch mal, alles prima und sehr appetitlich.« So etwas öffentlich zu machen kann man niederträchtig nennen.**

Eine heikle Passage. Ich fand es unglaublich rührend, dass Eva das machte, sie akzeptierte ja keineswegs, dass er so viel fremdgegangen war. Ich habe lange überlegt, soll ich das weglassen? Ich hätte es weggelassen, wenn Eva noch lebte. Jetzt ist es Literaturgeschichte – als würden die Brüder Goncourt etwas über den Schwanz von Balzac schreiben.

**Als Rühmkorf in seinen Tagebüchern beschrieb, wie es in Ihrem Badezimmer aussieht, waren Sie tief beleidigt.**

Entschuldigen Sie, das ist doch was anderes. Er war Gast in meiner Wohnung, aber statt zum Pinkeln das Gästeklo zu benutzen, ist er mit Block und Bleistift in mein

Badezimmer geschlichen und hat notiert, welche Hautcreme und Präservativmarke ich benutze. Widerliche Schlüssellochguckerei. Das ist, als hätte ich mit dem Zentimetermaß seinen Schwanz ausgemessen und das Ergebnis zwischen zwei Buchdeckeln veröffentlicht. Das habe ich ihm auch gesagt.

**Künstler von Rang, das gehört zu ihrer Natur, sind monströse Totalegozentriker. Wie konnten Sie glauben, dass solche Naturen zu Freundschaft fähig sind?**

Das war wohl naiv von mir, aber wir sprachen von meinem Bedürfnis, Liebe zu schenken und zu erwarten. Irgendwann habe ich aber begreifen müssen, dass man für sogenannte Großschriftsteller bloß Fußvolk ist. Auch bei Hubert Fichte dachte ich, uns verbinde eine gegenseitige Freundschaft, die bis zum gemeinsamen Besuch von Knabenpuffs reichte. In seinen Tagebüchern las ich dann: »Befreundet sind wir eigentlich nicht.« Älterwerden heißt, skeptischer gegenüber Menschen zu werden und mehr und mehr enttäuscht vom Leben zu sein. Man kotzt die Welt an, die einen ankotzt. Schöner ist, dass man in die Welt hineinstürmt und andere umarmt – selbst wenn die vielleicht gar nicht umarmt werden wollen.

**Haben Sie noch Freunde?**

Meinen Lebenspartner. Und dann vielleicht noch Inge Feltrinelli, Rolf Hochhuth, Joachim Kaiser und Kurt Drawert.

**Es kommen keine jüngeren Freunde nach?**

Die jungen Leute sind mit Recht an einem Herrn Raddatz überhaupt nicht interessiert. Sie kennen ihn wahrscheinlich gar nicht oder verwechseln ihn mit Carl Raddatz. Warum soll Herr Kehlmann Herrn Raddatz besuchen oder ihm sein neues Buch mit einer Widmung schicken? Junge Autoren wollen auch Martin Walser oder Joachim Kaiser nicht sehen. Wir sind die untergegangene Generation, die Methusalems. Das war bei Goethe schon so. Keiner der jüngeren Autoren mochte den. Er schreibt doch im Divan: »Sie lassen mich alle grüßen / und hassen mich bis in den Tod.« Und wenn einer mal kam wie Heinrich Heine, dann war er unverschämt und antwortete auf die Frage von Goethe, woran er arbeite: »An einem Faust.« Damit war

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

das Gespräch natürlich beendet. Man möchte das Wort von Hans Sahl zitieren: »Fragt mich aus, ich lebe noch.«

**Ihre Wohnung ist mit Hunderten Pretiosen und einer millionenschweren Kunstsammlung dekoriert. Überlegen Sie manchmal, ob es nicht schöner wäre, leere weiße Wände anzuschauen?**

Mary Tucholsky sagte zu mir: »Sie besitzen Ihre Dinge nicht, die Dinge besitzen Sie!« Ich bin tatsächlich ein morbider Ding-Fetischist, der Zierrat als Lebensstütze braucht. Meine geradezu manische Schönheitssucht ist eine Ersatzhandlung. Nach dem Krieg war ich eine Schwarzmarktratte, gotterbärmlich arm und verdreckt. Deshalb habe ich mich später an Spielzeuge wie meinen Porsche oder Jaguar geklammert. Heute noch kann ich mich einen ganzen Abend lang freuen an den wunderschönen Messerbänkchen aus weißen Elfenbein-Elefanten. Absurd, ich weiß, aber dieser schöne Schnickschnack befriedigt meinen Spieltrieb, meine Restlibido. Nach diesem Gespräch werde ich mir zum Abflattern Rotwein in ein besonders schönes Fadenglas einschenken und mich vor ein bestimmtes Bild setzen. Das ist abwegig und skurril und hat vielleicht auch was Lächerliches für die Jüngeren. Die wissen wahrscheinlich gar nicht, was ein Messerbänkchen ist, und warum sich jemand mit diesem Schnokus umgibt.

**Während andere »graue Socken ums Gehirn haben« erfreuen Sie sich »am seidigen Gleiten eines fein gewirkten Strumpfes«, schreiben Sie.**

Mancher Zierrat war Trost für Angst. Als ich zu Toni Morrison nach Princeton fuhr, hatte ich ziemliches Muffensausen: Würde sich die schwarze Diva des amerikanischen Literaturwesens einem Weißen aus Deutschland öffnen? Kriege ich die Auster auf? Ich brachte ihr einen Riesenstrauß weiße Gardenien mit, die Blume von Billie Holiday. Und siehe da, it worked beautifully. Das Interview ging um die Welt. Als Belohnung für meine Angst habe ich mir in New York eine Tiffany-Lampe gekauft, die ich mir nicht leisten konnte. Wenn ich sie heute anschau, sehe ich Toni Morrison und nicht Tiffany. So lebe ich mit den Dingen, und deswegen helfen sie mir gegen Bedrückungen und die Schatten, die sich um mich rumwickeln. Das ist nicht zu verstehen für Menschen, die den Pizza-Boten anrufen und sich eine Coca-Büchse auf

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

den Tisch knallen. Ich lasse mir ein anständiges Essen bereiten und zwischen den Gängen das Besteck wechseln. Die Frühstückskonfitüre esse ich aus in Paris ersteigerten Tharaud-Keramiken und die Butter aus silbernen Renaissance-Dosen. Alles etwas maniert, wenn Sie so wollen. Andere nehmen vielleicht Heroin.

**Nach knapp 40 Raddatz-Büchern war der 2010 erschienene erste Band Ihrer Tagebücher der größte Kritikererfolg Ihres Lebens. Der jetzt erschienene zweite Band schließt mit der Ankündigung, nichts mehr notieren zu wollen.**

Ich schreibe seit dem 31.12.2012 nicht mehr Tagebuch. Manchmal ärgere ich mich über meine eigene Entscheidung, zum Beispiel wenn das Honorar der *Süddeutschen Zeitung* nicht kommt für meinen Artikel zum 85. Geburtstag von Joachim Kaiser. Ich musste denen schreiben wie ein Junge, der den Papa um das Taschengeld anfleht. Dann hieß es, ich müsse eine Rechnung schicken. Zumutungen dieser Art hätte ich normalerweise aufgeschrieben, um meinen Ärger zu bannen. Ein Tagebuch ist ja auch ein Jammerlappen und ein Schluchztüchlein.

## **Warum verzichten Sie darauf?**

Das hängt mit Alter, Einsamkeit und fehlendem Erleben zusammen. Die meisten meiner Zündfiguren sind inzwischen tot. Meine nörgelnden Kommentare interessieren weder mich noch andere. Über Sekundärdinge zu schreiben fände ich lächerlich. Bevor ich ganz zum Laffen werde, sage ich time to say goodbye.

## **Wie geht es Ihnen ohne Tagebuch?**

Ich führe jetzt Monologe mit mir alleine. Als Selbstspiegel und Beichtbuch brauche ich das Tagebuch nicht mehr. Zu meinem größten Bedauern tue ich nichts mehr, was der Beichte bedürfte.

## **Kennt man sich im Alter oder wird man sich immer mehr zum Rätsel?**

Ich kenne mich in allen Verwinkelungen, in allen Verlogenheiten, in allen Eitelkeiten. Was mich überraschen kann, ist die Differenz von Selbst- und Fremdwahrnehmung. Ich weiß bis heute nicht, wie ich auf Menschen wirke, ob sie alle nur lügen und ich in Wahrheit grauenvoll bin.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

**Findet man keine neuen Wahrheiten mehr, sobald man über ein bestimmtes Alter hinaus ist?**

Man findet neue Wahrheiten, aber man schiebt sie beiseite. Wenn mir gesagt würde, du bist dein Leben lang ein verlogenes Arschloch und eine bösertige Tunte gewesen, dann kann das sogar sein, aber ich würde sagen, so war mein Leben nicht.

**Wann haben Sie das letzte Mal etwas zum ersten Mal gemacht?**

Das muss sehr lange her sein. Ich könnte Ihnen nur sagen, wann ich mit Sachen aufgehört habe, zum Beispiel mit Wasserski. Eines Tages merkte ich, O Gott, da kommt eine Welle, dir fehlt die Kraft – na ja, und dann lag ich drin. Nachdem ich dreimal wieder angefangen hatte, sagte selbst der Wasserski-Mensch in dem Schnellboot, ich glaube, wir hören lieber auf.

**Was haben Sie zuletzt aufgegeben?**

Viel zu schnell Auto zu fahren, unter anderem wegen meiner schlechten Augen. Heute fahre ich nur noch zur Apotheke und zurück, natürlich in einem Zwölfzylinder, das muss sein.

**Erwarten Sie noch etwas von der Zukunft, was Sie nicht bereits kennen?**

Nee.

**Viele Alte wirken, als säße ihnen der Kopf falsch herum auf den Schultern, sie schauen zurück statt nach vorne.**

Wenn ich meinen täglichen morning swim im Kellinghusenbad absolviere, komme ich an einer Litfaßsäule vorbei. Von den Herrschaften, die da abgebildet sind, wüsste ich nicht zu sagen, ob es Pop-Menschen sind oder Tänzer. Ich weiß nicht nur nicht, was ein Nerd oder Groupon ist, ich habe auch keine Ahnung, ob ein Smartphone was ist, mit dem man telefoniert, oder das, wo man reinguckt. Wozu soll ich mein ohnehin löchrig gewordenes Gehirn mit der Frage belasten, was Flip-Flops sind? Dann sitze ich halt mit dem Rücken zur Fahrtrichtung und werde zum Fossil.

**Lesen Sie noch Zeitung?**

Ja, aber ganz selektiv, auch das Feuilleton. Was interessiert mich Tarantino?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

**Wenn Sie früher einen Raum betraten, war es, als brächen Sie durch die Wand.**

Vielleicht habe ich so viel geredet, damit man mir nicht wirklich nahekommt, weil ich vieles in mir für unaussprechlich hielt.

**Gibt es den legendären Gastgeber Raddatz noch, der zu Fackelschein 30, 40 Gäste mit Pasteten und Ruinart-Champagner bewirtet?**

Ich gebe keine Einladungen mehr, mein Telefonbüchlein ist voll mit Toten. Andauernd stirbt jemand. Maximilian Schell musste ich jetzt auch noch austreichen. Er lebte unter meinem Namen mit der Soraya in einem Hotel in Kampen zusammen, weil sie die Pressemeute fürchtete. Würde ich ein neues Telefonbuch anlegen, wäre es hostiendünn.

**Viele Alte schauen sich am liebsten Tiersendungen im Fernsehen an. Werden im Alter Menschen zur Anstrengung?**

Ja. Es ist unangenehm, einem Besucher erklären zu müssen, dass ich abends um halb zehn abbaue und müde werde. Und natürlich kennen die Leute meine Geschichten, wenn ich anfangen: »Als Johannes R. Becher mal zu mir sagte ...« Ich sehe es zwar nicht, aber hinterher mache ich mir klar, dass die in den Tiefschlaf verfallen sind oder sich gesagt haben: »Jetzt fängt der Alte wieder an zu schwätzen von seiner Mary Tucholsky oder seiner Zeit bei Volk und Welt in Ostberlin.« Ich sehe das selbst bei meinem Lebenspartner, der nun nicht um halb zehn geht. Wenn ich beim Abendessen von Erich Kästner erzähle, sagt er erst mal gar nichts. Wenn ich mir dann mein zweites Glas Bordeaux und mein abendliches Zigarillo genehmige, sagt er: »Das hattest du mir übrigens schon zwölfmal erzählt.« Je älter man wird, desto besser war man früher. Das ist der Betrug des Alters.

**Sie sind seit 30 Jahren ein Paar und leben seit 13 Jahren in einer sogenannten eingetragenen Partnerschaft. Wie haben Sie Ihren 15 Jahre jüngeren Freund kennengelernt?**

Das sage ich Ihnen nicht. Die fromme Version ist: nach einem Vortrag von mir. Aber das stimmt nicht.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

**Sie beklagen, dass Ihr Freund meist schweigt, wenn Sie Aufsätze oder Bücher veröffentlichen.**

Der Gerd, so heißt er, hält diese Diskretion für sehr klug und rücksichtsvoll und sagt: »Du bist von Ranwanzern und Schmeichlern umgeben und fällst darauf rein, wenn man dir mit lügnerischen Komplimenten Honig um den Bart schmiert. Warum glaubst du diesen Quatsch?« Ich falle auf diesen Quatsch natürlich rein in meiner Sucht, gelobt zu werden. Ich sage nur: Spitzentanz.

**Sie schreiben über Ihren Freund: »Er geht zur Apotheke und zur Post, zum Ananasladen oder Staubtuchgeschäft. Er treibt sich nicht herum (ist also ›treu‹?), was will ich eigentlich? Will ich einen Adorno, der mir abends den warmen Umschlag ans Bett bringt, einen Enzensberger, der mir den frischen Pyjama zurechtlegt, einen Joachim Kaiser, der das Mineralwasser in der Karaffe nachfüllt?«**

Ich habe kaum jemanden kennengelernt, der so sehr zeigt, wie wichtig ich ihm bin. Es ist ganz große Zuneigung. Er hängt enorm an mir und hilft mir beim täglichen Leben, vom Gute-Nacht-Tee bis zur Wärmflasche. Nur meine, wie heißt das Modewort, grenzwertige Eitelkeit geht ihm manchmal auf den Wecker, was ich auch verstehe. Trotz aller Zuneigung kokettiere ich gelegentlich mit dem Tucholsky-Satz: »Einsam, aber nicht allein.«

**Sie zitieren Ihren Freund Joachim Kaiser: »Es mangelt nicht an der Potenz, es mangelt an der Libido.« Trifft das auch für Sie zu?**

Ja. Man würde, um Grass zu variieren, noch einen hochkriegen, aber die Sehnsucht und die Neugier fehlt. Ich bin ein humpelnder, halb blinder, halb tauber Greis, trotzdem möchte ich die Libido wiederhaben. Man möchte es wollen können.

**Was ist das Schlimmste am Alter, die Versteinerung, das schrumpfende Herz?**

Das eigentlich Dramatische ist der rapide auf Null gehende Neugierpegel. Beim Zeitungslesen erwische ich mich bei dem Gedanken: kenn ich, weiß ich, brauche ich nicht.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

**Sie haben als Kritiker Hunderte Bücher gelesen, in denen Autoren ihr Altsein beschreiben. Bereitet einen Lektüre auf die Zumutungen des Alters vor?**

Nein. Wenn es einem selber bevorsteht, in die Grube zu fahren, ist man wieder Analphabet. Als Leser hat man einen Vorsprung an Leidenschaftlichkeit.

**Sie sind ein Hypochonder, der seit Jahren glaubt, morgen zu sterben. Sollte man nicht besser so leben, als gebe es keinen Tod?**

Für einen denkenden Menschen ist es unvorstellbar, sich nicht mit dem Tod auseinanderzusetzen. Will man verbrannt werden? Will man, wie selbst Voltaire zum Schluss, geistlichen Beistand? Solche Gedanken vergällen das Leben nicht, sie intensivieren es. Gerd und ich haben verschiedene Wohnungen und ein bestimmtes Ritual, wann wir uns sehen. Um zehn vor sechs stehe ich am Fenster, weil er um sechs kommt und ich dann meinen ersten Drink bekomme. Da ich weiß, dass meine Uhr abläuft, intensivieren solche Rituale unsere Beziehung. Ich habe mich schon mit 20 über ein wunderbares Gedicht freuen können, aber nicht mit dieser Seligkeit wie heute.

**Gibt es mit 82 noch Glück?**

Wenn man darunter den Tanz auf den Wolken versteht, dann hat mich das Glück vor langer Zeit verlassen. Wenn man Zusammengehörigkeit und Beständigkeit in einer Beziehung meint, dann ist das Glück nicht ganz an mir vorbeigegangen.

**»Glück ist nicht mei Sach«, schreiben Sie.**

Ob man glücklich ist, ist zu 90 Prozent Veranlagung. Ich habe diese Glücksbegabung nicht. Einen Satz wie »Was ist das Leben schön!« habe ich nie sagen können. Dazu gab es dann doch zu viele Verwundungen. Wenn man meint, im Beckett-Sand zu versinken, hilft nur sehr viel Selbstironie.

**Welche Note geben Sie Ihrer Selbstironie?**

Eine Zwei bis Drei. Ich bin in der Lage, mich über mein Alter und meine Hässlichkeit lustig zu machen. Was ich nicht mag, ist, wenn man nur voller Spott über sich selber ist. Dürrenmatt empfahl, das Leben als Komödie zu sehen, aber der Mann

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

war, wie wir alle wissen, etwas dumm. Man kann manches grauslich komisch finden, aber das Leben ist keine Komödie.

**Sie beschreiben Ihren heutigen Zustand mit den Wörtern: Bitterkeit, Verkrauchtheit, Gemuffel, seelische Ermattung, Lebensekel, Lebensüberdruß, anhaltende Depressionen, Vergeblichkeitsgedanken, Endzeitgefühle, Todesfurcht, Weltverachtung, Erlebnis-armut, Leere, Vereisung, Glücksimpotenz, Wälz- und Alpträume, Zittrigkeit, Echolosigkeit, Abgemeldetsein, Schwerhörigkeit, Astigmatismus, Polyneuropathie, Arthrose, Herpes, Gürtelrose, verkrebste Lymphen, Krebsverdacht, Prostata-Alarm. Gibt es auch etwas Schönes am Alter?**

Es gibt Angenehmes, Schönes nicht. Das Alter ist ein Massaker. Da hat Philip Roth leider recht.

**Triumphieren Sie, wenn einer in Ihrem Alter stirbt?**

ei vielen Alten sind Hass und Rachsucht die stärksten Gefühle. Wenn ein Totenauto an Thomas Bernhard vorbeifuhr, hat er sich immer händereibend gesagt: »I net!« So geht es mir nicht, oder noch nicht. Wenn wir Zeitung lesen, und der Gerd sagt, der und der ist gestorben, frage ich immer, wie alt? Selbst der Tod von weitläufig Bekannten erzeugt in mir ein grässliches Entzugs- und Verlustgefühl.

**Würde das auch für Ihren Intimfeind Hellmuth Karasek gelten, den Sie im Tagebuch als »Widerling« schmähnen?**

Ja. Selbst bei Karasek, der ja nun kein Kollege ist, sondern ein Heizdeckenverkäufer, würde es einen kleinen Moment von Kummer und Traurigkeit geben. Und vielleicht würde ich sogar eine Blume schicken.

**Wen, der tot ist, vermissen Sie wirklich?**

Den Maler Paul Wunderlich. Sein Tod war ein schrecklicher Stoß, den ich bis heute nicht verwunden habe, obwohl er schon vier Jahre her ist. Das war eine ganz einmalige, 50 Jahre währende Freundschaft ohne Eintrübungen. Jeder Abend war purer Champagner. Heute denke ich, vielleicht übertreibe ich, und mir war Paul Wunderlich viel wichtiger als ich ihm.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

**Der unrettbar an Krebs erkrankte Schriftsteller Wolfgang Herrndorf notierte nach dem Kauf eines Revolvers: »Die gelöste Frage der Exitstrategie hat eine so durchschlagend beruhigende Wirkung auf mich, dass unklar ist, warum das nicht die Krankenkasse zahlt. Globuli ja, Bazooka nein. Schwachköpfe.«**

Ein toller Satz. Ich habe ihm daraufhin ein Kärtchen geschrieben. Man sollte den Giftbecher auf Krankenschein bekommen. Sonst zwingt man die Leute dazu, sich am Kanal eine Kugel in den Kopf zu schießen oder sich vor den Zug zu werfen – was ich dem Zugführer gegenüber ungehörig finde. Ich werde mein Ende selber in die Hand nehmen. Ich habe eine Exit-Strategie gefunden. Ich hätte keine Lust, in die Schweiz zu fahren und einer Combo von Ärzten eine Sterbeerlaubnis abzutrotzen.

**Sie schreiben, dass Sie neben »gewiss 1000 Männern« auch mit »etwa 20 Frauen« geschlafen haben. Was wäre aus einem Vater Raddatz geworden?**

Zwei Frauen waren von mir schwanger, bei der Dritten war es strittig. Ich wollte damals nicht Vater werden, habe es aber natürlich den Frauen freigestellt. Die haben das dann selber entschieden. Ich habe das sehr bereut. Eigentlich wäre ich gern Vater geworden. Dass ich es nicht bin, ist ein Lebensversäumnis. In einem Fall hat mir der Arzt gesagt, es wäre ein Sohn gewesen. Das hat mich schlimm umgehauen. Das Gefühl von damals ist in mir so lebendig, als wäre es gestern gewesen. Heute bin ich ein Kindernarr. Es ist wunderschön anzusehen, wie die Väter heute ihre Kleinen pudern und wickeln. Manchmal denke ich auch, in 40 Jahren prozessiert ihr gegen euren Vater. Aber diesen frivolen Witz lassen wir mal.

**Transzendieren Kinder das eigene Leben?**

Nein, das ist eine niedliche Illusion. Ich habe aber bei anderen erlebt, wie Familienrummel einen Menschen trägt und stabilisiert. Unsereins hat kein Geäst, das im Sturm schützen könnte.

**Angenommen, Sie dürfen auf Ihrem Sterbebett noch ein einziges Mal telefonieren: Wen rufen Sie an?**

Gerd natürlich.

**Der Literat**

# Reporter**FORUM**

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Fritz J. Raddatz, 1931 geboren, war Lektor beim Verlag Volk und Welt in Ostberlin und siedelte wegen Konflikten mit der SED-Führung 1958 in die Bundesrepublik über. Nach neun Jahren als Vize-Chef des Rowohlt-Verlags war er von 1976 bis 1985 Feuilletonchef der Zeit. Neben seiner journalistischen Arbeit schrieb er Romane und Biografien.

## Wir sind keine Sorgenkinder!

*Schulstress, Bewegungsmangel, Computersucht – und dann noch überforderte Eltern: Ist es wirklich so furchtbar, heute in Deutschland aufzuwachsen? Keineswegs. Den Kindern geht es so gut wie nie zuvor.*

Von Martin Spiewak, DIE ZEIT, 11.09.2014

Eines Tages, es muss etwa sieben Jahre her sein, fällt es Martin Dornes auf. Was in den Zeitungen über den Zustand der Familien und die Lage von Kindern steht, passt nicht zu seinen eigenen Erfahrungen. Vom "Kampf der Generationen" liest er und von "immer mehr psychisch kranken Jugendlichen", von jungen Gewalttätern, die "immer brutaler zuschlagen". Viele Kinder, erfährt Dornes, bewegten sich kaum, weil sie dauernd vor dem Fernseher oder Computer saßen. Ihre Leistungen in der Schule seien miserabel ("Pisa-Katastrophe"). Und die Eltern hätten "das Erziehen verlernt".

Die Familie: eine Trümmerlandschaft.

Die Schulen: kaputtgespart.

Die Vereinbarkeit von Kindern und Karriere: nirgendwo so schwierig wie hierzulande.

So schallt es Martin Dornes entgegen.

Martin Dornes ist damals Mitte fünfzig, sein Sohn und dessen Freunde stehen an der Schwelle zum Erwachsensein. Sie sind weder Computerjunkies noch Schulabbrecher geworden. Die jungen Menschen, die Dornes kennt, erscheinen ihm selbstbewusst und "lebenspraktischer", als er selbst es früher war. Wenn seine Frau, eine Gesamtschullehrerin, nach Hause kommt, erzählt sie keine Horrorgeschichten. Und beim Wort "Erziehungsversagen" denkt Dornes eher an seine eigene Jugend Anfang der sechziger Jahre. "Abends ließ uns mein Vater zum Heftappell antreten. Bei einer Zwei in Latein gab es Dresche."

Aber womöglich, denkt sich Dornes, ist das bildungsbürgerlich geprägte Frankfurter Nordend, wo er wohnt, der falsche Ort, um den Niedergang von Erziehung und Bildung mitzuerleben. Als Wissenschaftler weiß Martin Dornes, dass persönliche Eindrücke nur Splitter der Wirklichkeit sind.

Dornes ist Psychologe und Soziologe. Er arbeitet am Frankfurter Institut für Sozialforschung. Das ist keine Einrichtung, die für oberflächlichen Kulturoptimismus bekannt wäre. Als Autor mehrerer Bücher zur frühen Kindheit (*Der kompetente Säugling*) hat Dornes sich einen Namen gemacht. Also beschließt er, die wichtigsten Forschungsergebnisse der vergangenen Jahrzehnte zusammenzutragen: über Familien und Erziehungsstile, über Medienkonsum und Leistungsdruck, über den Gesundheitszustand der Kinder und Jugendlichen in Deutschland.

Das Vorhaben wächst sich zu seinem größten wissenschaftlichen Projekt aus. Im Arbeitszimmer seiner stuckverzierten Altbauwohnung reihen sich bald ein Dutzend Meter Bücher zum Thema. 15 Registerkästen mit mehr als 10.000 Seiten kopierter Fachaufsätze stehen auf dem Boden. Vier Jahre lang sammelt Dornes Befunde. Als er seine Recherche beendet, kommt er sich vor wie ein Ethnologe, der von einer langen Forschungsreise zu einem berüchtigten Indianerstamm zurückkehrt. "Wie war es?", fragt seine Frau. "Alles halb so wild", antwortet er. Die bösen Eingeborenen sind eigentlich ganz nett.

Denn was Martin Dornes aus den Studien, Befragungen und epidemiologischen Untersuchungen für sein Buch *Die Modernisierung der Seele* herausdestilliert hat, liest sich wie der spiegelbildliche Gegenbefund zur Katastrophenberichterstattung: Noch nie wuchsen Kinder und Jugendliche in Deutschland so sicher und umsorgt, gesund und zufrieden, gebildet und wohlhabend auf wie heute. Eltern erziehen kindgerechter und zugewandter als Mütter und Väter in früheren Zeiten. Nie war es einfacher, eine Familie zu gründen, in der jeder gute Chancen hat, glücklich zu werden. "Generation ADHS", "Generation Porno", "Generation Stress" – alles Schlagwörter fern der Realität. "Mediale Artefakte", sagt Martin Dornes.

Sein Lektor verspricht sich viel von dem Buch. Schließlich ist die Botschaft ebenso originell wie aufmunternd. Beim Verlag überlegt man, welche Interviewanfrage man zuerst bedienen soll.

Mit masochistischer Wonne kaufen die Deutschen Bücher übers Kinderleid

Es kommen aber keine Interviewanfragen. Auch die Rezensenten nehmen das Werk kaum zur Kenntnis (die ZEIT bringt eine Notiz von 20 Zeilen). Das Buch versinkt im Meer der Neuerscheinungen. Bis heute liegen große Teile der ersten Auflage von 2012 auf Halde.

Man kann mit Büchern über Kinder, Erziehung und Bildung durchaus Auflage machen. Viel Auflage. Bloß erzählen diese Bücher andere Geschichten. Die Erziehungskatastrophe, Tatort Familie und SOS Kinderseele heißen sie. In den Bestsellern dieses Genres überlassen Eltern ihre Kinder der Digitalen Demenz oder schwirren als Helikopter-Eltern über ihren Köpfen.

Die Deutschen kaufen diese Geschichten mit geradezu masochistischer Wonne. Auch wenn die Thesen auf maßlosen Übertreibungen, belegfreien Behauptungen und irregeleiteter Nostalgie fußen. Und sich permanent widersprechen: Mal heißt es, die Eltern verzärteln ihre Kinder und vernachlässigen deren Erziehung. Dann wieder machen sie sich schuldig, indem sie ihren Nachwuchs von einem Frühförderkurs zum nächsten treiben. Mal nimmt die Leistungsbereitschaft der Schüler dramatisch ab. Dann wieder ächzen sie unter dem G-8-Stress.

Von der weitverbreiteten Krise der Familie ist sogar überzeugt, wer selber im Alltag das Gegenteil erlebt. Laut einer Allensbach-Umfrage meinen nur 20 Prozent der Deutschen, hierzulande sei der Zusammenhalt in den Familien stark. Aber 82 Prozent finden, in ihrer eigenen Familie herrsche große Verbundenheit.

Eine gelb getünchte Villa in ruhiger Lage der Bonner Weststadt, man geht eine Treppe hinauf, schon steht man im Notstandsgebiet. Hier arbeitet der Kinderpsychiater Michael Winterhoff. Im Obergeschoss hat er seine Wohnung, seine Patienten empfängt er in den lichtdurchfluteten Behandlungsräumen darunter. Im Eingang wirbt ein Plakat für Winterhoffs neuestes Buch.

Fünf Titel sind mittlerweile unter seinem Namen erschienen. Alle heißen sie ähnlich: Warum unsere Kinder Tyrannen werden, Tyrannen müssen nicht sein, Persönlichkeiten statt Tyrannen ... Fast durchweg wurden sie Bestseller. Die Liste von

Winterhoffs geplanten öffentlichen Auftritten, einzusehen auf seiner Homepage, reicht bis ins nächste Jahr. Über ein Aufmerksamkeitsdefizit kann der Autor nicht klagen.

Kaum hat man im Behandlungsraum Platz genommen, breitet Winterhoff seine düsteren Visionen aus. Demnach wächst in Deutschland eine Generation von Egoisten heran, "lustorientiert", "leistungsunfähig" und "narzisstisch". Tyrannen eben. Vor 20 Jahren, sagt Winterhoff, habe es pro Klasse zwei, drei verhaltensauffällige Kinder gegeben. Heute seien nur noch wenige Schüler störungsfrei. Selbst an vielen Gymnasien sei "ein geregelter Unterricht nicht mehr möglich".

Wenn man Winterhoff reden hört, kann man live miterleben, wie sich die Lage des Nachwuchses verschlimmert. Zu Beginn des Gesprächs sind 50 Prozent der Schulabgänger "ausbildungsunfähig". Eine halbe Stunde später sind es 50 bis 70 Prozent, am Ende mehr als 70 Prozent. "Es dauert nicht mehr lange, dann haben wir hier Ghettos", sagt Winterhoff. In Deutschland, in Bonn. Beunruhigt blickt der Besucher in den gepflegten Vorgarten.

Als Schuldige macht Winterhoff neben Lehrern und Erziehern vor allem die Eltern aus. Weil sie ihren Kindern alles durchgehen lassen. Weil sie ihre Töchter und Söhne wie gleichberechtigte Partner behandeln. Weil sie mit ihnen eine schädliche "symbiotische Beziehung" eingehen. Viele Jugendliche verharren deshalb auf dem Entwicklungsstand eines Kleinkindes, sagt Winterhoff. Wie viele, Herr Doktor? "Wahrscheinlich die Mehrheit."

Nach zwei Stunden – inzwischen ist einem schwindelig von all den katastrophischen Zahlen – neigt sich das Gespräch dem Ende zu. Winterhoff bietet an, man könne gern wiederkommen. Wahrscheinlich lebe der Besucher selbst längst in "symbiotischer Verstrickung" mit seinen Kindern. Er, Winterhoff, habe da eine Therapie entwickelt.

800.000 Bücher hat Michael Winterhoff, der selbst Vater von zwei Kindern ist, in den vergangenen sechs Jahren verkauft. Alle großen Zeitungen und Magazine haben über ihn geschrieben oder ihn interviewt. Er ist der Thilo Sarrazin der Erziehung. Doch anders als Sarrazin trifft Winterhoff kaum auf Widerspruch.

Wo sind sie bloß, die verzogenen Despoten?



# ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das ist erstaunlich, denn der Erfolgsautor belegt seine Thesen fast ausschließlich mit Beobachtungen aus seiner eigenen Praxis. Er erzählt von einem Mädchen, das sich übergibt, wenn es nicht seinen Willen bekommt, und von einem Jungen, der jedes Zubettgehen zu einem mehrstündigen Drama macht. Das ist etwa so, als schreibe ein Gefängnisdirektor ein Buch über die Moral der Gesellschaft und führte als Nachweis die Verbrechenskarrieren seiner Häftlinge an.

Hätte Winterhoff recht mit seinem Befund, dann müsste man nur irgendeine Schule besuchen, am einfachsten die nächstbeste um die Ecke, und schon würde man das Personal aus seinen Büchern antreffen: die verzogenen Despoten aus Mittelschichtfamilien, die sich nicht bändigen lassen. Die überehrgeizigen Eltern, die Lehrer wegen schlechter Zeugnisnoten verklagen.

Michaelschule heißt die Grundschule, die ein paar Hundert Meter von Winterhoffs Praxis entfernt liegt. Es ist die zweite Stunde, und tatsächlich: Der Lärm aus der 3a dringt bis ins Treppenhaus. Im Klassenraum hocken die Kinder mal zu zweit, mal zu dritt zusammen und brabbeln vor sich hin; ein Mädchen spaziert im Raum herum, obwohl der Unterricht längst angefangen hat.

Dann macht die Lehrerin sich mit einem Gong bemerkbar. "Wer möchte?", fragt sie auf Englisch. Fünf Finger schießen hoch. Nacheinander tragen die Kinder ihre presentation vor, die sie gerade noch einmal mit dem Nachbarn geübt haben. Es ist die Woche vor der Fußball-WM, und die Schüler erzählen von ihrem "favourite player", wie alt er ist, bei welchem Club er spielt. Alles auf Englisch.

"Unsere Kinder sind wunderbar", sagt Christiane Albers. Seit 20 Jahren ist sie Lehrerin, die meiste Zeit davon an der Michaelschule. Große Veränderungen habe sie nicht bemerkt, erzählt sie. Außer vielleicht diese: "Wahrscheinlich können sich die Schüler heute etwas weniger konzentrieren." Eine Schulstunde am Stück nur zuhören, dazu sei kaum ein Kind mehr fähig. Aber so ein Unterricht sei auch wenig sinnvoll.

Dafür können die Schüler andere Sachen besser als früher. In der dritten Klasse Vorträge auf Englisch halten. Oder herausfinden, woran man in verschiedenen Religionen glaubt. Albers breitet eine Rolle Plakatpapier auf dem Tisch aus. Bilder

von Männern mit Kippa aus dem Internet, selbst geschossene Fotos der Bonner Synagoge, daneben handschriftliche und gedruckte Erläuterungen.

Die Kinder hatten die Aufgabe, gruppenweise eine Facette des jüdischen Glaubens zu recherchieren und den anderen auf einem Poster vorzustellen. Sie selbst habe so etwas als Schülerin auch gemacht, sagt Albers. "Aber frühestens in der Siebten."

Allgemeine Disziplinlosigkeit? Ganze Klassen, die über Tische und Bänke toben? Kennt man an der Michaelschule nicht. "Wir können über das Sozialverhalten unserer Kinder nicht klagen", sagt Christiane Albers. Für einen Beobachter ist es geradezu erstaunlich, über wie viel Selbstdisziplin achtjährige Schüler heute verfügen müssen, wenn sie sich beim sogenannten Stationenlernen nicht nur eigenständig mit Aufgaben versorgen, sondern auch in Eigenregie ihre Fehler kontrollieren.

Ein paar Straßen weiter und eine Schulform höher. "Die Grundschulen bereiten die Kinder in der Regel sehr gut vor", sagt Thomas Harth, Leiter des Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasiums (EMA). Seine Schule, die nach außen den Charme der fünfziger Jahre ausstrahlt, übt den Spagat zwischen Erneuerung und Tradition. In dieser Woche hat die Schülerversammlung den Unterricht am EMA übernommen. Thema der Projektwoche: Gesundheit.

Kinder flitzen mit geliehenen Rollstühlen durch die Gänge, im Chemielabor kochen Schüler Slow Food, im Klassenraum daneben diskutieren sie die Risiken von Smartphones. Sie sprechen vom "Urheberrecht" und vom "Suchtfaktor". Sie erklären, wie die Überwachung durch die NSA funktioniert ("Das geht mit Suchwörtern und Filtern"). Sie besuchen die fünfte und sechste Klasse.

Als wortgewandt, zielstrebig und "sehr fokussiert" beschreiben die Pädagogen des Gymnasiums ihre Schüler. Auf die Frage, was die Kinder schlechter können als frühere Generationen, müssen die Lehrer überlegen. Rechtschreibung, lautet die Antwort meist. Mit den Endzeitprophezeiungen des Bestsellerautors aus ihrer Nachbarschaft können sie nichts anfangen.

Die Michaelschule und das Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium sind nicht repräsentativ. Wer wissen will, ob die Untergangsszenarios, die den Diskurs prägen,

zutreffend sind oder nicht, muss fragen: Wie geht es der großen Masse der Kinder in diesem Land? Die Antwort ist: Immer besser. Man findet sie nicht nur an den beiden Schulen in Bonn. Sondern auch in Umfragen und Statistiken.

Vor einigen Wochen erschien die neue Studie zur Gesundheit von Kindern und Jugendlichen des Robert Koch-Instituts, die größte Datensammlung zu diesem Thema. Danach schätzen 94 Prozent der Eltern die körperliche und seelische Verfassung ihrer Kinder als gut oder sehr gut ein. Die Kinder selbst sehen das zu 88 Prozent genauso.

Kinderkrankheiten sind dank Impfungen und Vorsorgeuntersuchungen schon lange auf dem Rückzug. Zwar gibt jeder sechste junge Deutsche eine chronische Erkrankung an, oft handelt es sich um Heuschnupfen. Aber die meisten Kinder können damit ein normales Leben führen. Vor allem: Zum wiederholten Mal widerlegt wird die These, dass Kinder sich kaum noch bewegen. Zusätzlich zum Turnen in Kita oder Schule treiben 78 Prozent von ihnen Sport, knapp zwei Drittel sind sogar im Verein.

Auch die Seelennot hat sich nicht verschlimmert, weder in den vergangenen Jahrzehnten noch in jüngster Zeit. Etwa 20 Prozent der Kinder zeigen psychische Auffälligkeiten: Sie können sich nur schlecht konzentrieren, haben häufig Ängste oder Probleme, Freunde zu finden. Diese "Risikokinder" leiden jedoch nicht alle unter einer mentalen Störung. Das wäre so, als würde man von einem Schnupfen automatisch auf eine Grippe schließen. "Wir weisen immer wieder auf den Unterschied hin", sagt Studienleiterin Heike Hölling vom Robert Koch-Institut. Leider steht es später doch wieder anders in vielen Zeitungen. "Therapie statt Spielplatz", heißt dann die Überschrift.

Martin Dornes, der Frankfurter Psychologe, zitiert in seinem Buch einen Aufsatz des Arztes Gustav-Adolf von Harnack, der in Hamburg 1.300 Kinder untersucht hat. 17 Prozent der Zehnjährigen litten unter Einschlafproblemen und Kopfschmerzen, 27 Prozent unter häufigem Erbrechen und Schwindel. Jedem vierten Jungen attestierten die Lehrer eine schlechte Konzentrationsfähigkeit, 16 Prozent störten gar permanent den Unterricht. Als völlig gesund gingen nur 39 Prozent der Kinder durchs junge Leben.

Von Harnack nennt auch die öffentlich diskutierte Gründe für die Symptome: "Reizüberflutung", "Beschleunigung", "eine verplante Kindheit", den "Autoritätsverlust der Eltern" sowie natürlich die Medien. Computer waren damit allerdings nicht gemeint. Dafür "Comic Books und illustrierte Zeitschriften". Schließlich stammt die Studie mit den bedenklichen Befunden aus dem Jahr 1958. In einem anderen Aufsatz von 1954 geißelt ein Kollege von Harnacks die Schwererziehbarkeit als neues Zivilisationsproblem: Zu keiner Zeit habe man so viele "kleine Tyrannen" gesehen.

In Zyklen wiederholen sich die Debatten um die angebliche Gefährdung der Jugend. Die objektiven Lebensrisiken dagegen werden von Jahr zu Jahr geringer. Gab es 1980 noch 1.159 Verkehrstote unter 15 Jahren, so starben 2013 auf den Straßen nur noch 58 Kinder. Die Suizidquote junger Menschen hat sich im selben Zeitraum halbiert. Ähnliches gilt für die schwersten von Jugendlichen (oft an Gleichaltrigen) verübten Straftaten.

Dem Bundesverband der Unfallkassen sind niemals weniger Verletzungen nach Prügeleien auf Schulfluren und Pausenhöfen gemeldet worden als heute. Antiaggressionstheater, Konfliktlotsen, Projektstage zum sozialen Lernen, Klassenräte: Mittlerweile gehören solche Initiativen auch in Schulen mit äußerst friedlichem Umfeld zur pädagogischen Grundversorgung. Als der Autor dieses Textes seinen elfjährigen Sohn fragte, wer denn der Stärkste in der Klasse sei, musste der erst einmal überlegen. Dann kam die Antwort: "Vielleicht die Emma, die ist die Größte von uns." Die Lehrer sind gehalten, jedes kleinste Raufen sofort zu unterbinden. Was einst als übliche Hänselei durchging, gilt heute als Mobbingfall.

Eltern verbringen mehr Zeit mit ihren Kindern als früher, sogar beim Essen

Auch in den Familien geht es weit friedlicher zu. Einer Studie des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen zufolge ist der Anteil der Jugendlichen, die zu Hause massiv geschlagen werden, zwischen 1992 und 2011 um mehr als die Hälfte zurückgegangen. Heute verstößt schon das Gesetz, wer sein Kind ohrfeigt. Mehr Liebe, weniger Hiebe, auf diese Formel bringt es der Institutsleiter Christian Pfeiffer.

# ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das ist die wichtigste Veränderung im Leben von Kindern: die Entspannung im Verhältnis der Generationen. Die Annäherung zwischen Kindern und Eltern ist so weit fortgeschritten, dass es Familienforschern schwerfällt, bei Werten, Haltungen und Lebensstilen noch Unterschiede auszumachen. Das Wort vom "Generationenkonflikt" verschwindet, wie der "Familienvorstand" und das "Fräulein" verschwanden.

Mehr als 90 Prozent der Jugendlichen sagen heute, sie verstünden sich gut mit ihren Eltern. Drei Viertel der Befragten würden ihre eigenen Kinder so erziehen, wie sie selbst erzogen wurden. Ältere Deutsche bewerten ihre Eltern viel negativer. Selbst seine Großeltern findet heute nur jeder fünfte Teenager altmodisch. "Man sieht eine Generation, die alle Erwartungen der Gesellschaft nach Verantwortung, Leistungsbereitschaft und Familiensinn erfüllt", schreiben die Autoren der Shell-Jugendstudie.

Solche Befunde sind für manche offenbar unerträglich positiv. Selbst aus den besten Forschungsergebnissen konstruieren sie ein Problem: Sind die Jugendlichen nicht längst viel zu angepasst? Es ist doch nicht normal, dass Kinder als eines der wichtigsten Vorbilder heute die eigene Mutter nennen! Muss es sein, dass Väter in dasselbe Konzert gehen wie die Söhne und die gleiche Jeans tragen?

Früher haben die Eltern den Konzertbesuch verboten und geblafft: Wie siehst du denn aus! Wäre das besser? Und hat ein Jugendlicher, der mit 15 Jahren schon zum Austauschjahr nach, sagen wir: Argentinien geht, das Rebellieren zum Selbstständigwerden nötig?

Ein anderer gern erhobener Vorwurf: Die Jugendlichen, die so ordentlich funktionieren, engagierten sich nicht für die Gesellschaft, sie seien zielstrebig bloß für sich selbst und nicht für andere. Entgegnet man darauf, dass immer mehr Abiturienten vor dem Studium ein Freiwilliges Soziales Jahr einlegen und dass die Freiwilligendienste gar nicht so viele Stellen anbieten können, wie es Bewerber gibt, heißt es: Alles bloß, um den Lebenslauf auf Hochglanz zu polieren.

Die Jungen schauen nicht nach rechts und links? Das muss man wohl eher ihren erwachsenen Kritikern vorwerfen, die sich nicht von lieb gewonnenen Vorurteilen abbringen lassen wollen.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Die Nähe der Generationen zueinander bedeutet nicht, dass Eltern und Kinder verlernt hätten zu streiten. Im digitalen Dauerchat Pubertierender füllt die Klage über "ungeile Eltern" endlose Zeilen. Aber die familiären Streitfragen enden viel seltener in starren Fronten oder Sprachlosigkeit als früher. Sie sind lösbar geworden.

Familienforscher wie Sabine Walper vom Deutschen Jugendinstitut sprechen von einem Verhandlungsstil der Erziehung, der den alten Befehlsstil ersetzt habe. Eltern fordern von ihren Kindern keine Unterordnung mehr, sondern nehmen sie ernst. Auch Eltern müssen sich ihre Autorität inzwischen verdienen, durch Geduld und geschickte Kommunikation, gute Argumente, Fairness und – Liebe.

Die Flut der Erziehungsratgeber wird stets als Ausdruck einer Verunsicherung der Eltern interpretiert. Man kann aber auch sagen: Eltern halten Erziehung für wichtig. Sie sind lernbereit. Es gibt seit Jahren eine Flut von Kochbüchern. Niemand würde sie als Zeichen für den Verfall der Kochkünste anführen.

Erziehen kostet heute viel Gedankenarbeit, Nervenkraft und Zeit. Ein Machtwort des Vaters ist schneller gesprochen, als ständig die Regeln neu zu justieren. Tatsächlich verbringen Eltern heute im Schnitt mehr Zeit mit ihren Kindern als in früheren Jahrzehnten. Besonders die Väter. Die aktuellsten Zahlen stammen aus den USA. Dort stand ein Vater 2011 im Durchschnitt dreimal länger auf dem Spielplatz oder am Wickeltisch als 1965. Auch in Deutschland sind Väter ihrem Nachwuchs mittlerweile so nahe, wie das noch eine Generation früher kaum vorstellbar war.

Ebenso widmen die Mütter ihren Töchtern und Söhnen mehr Alltagszeit. Weil in kleineren Familien das einzelne Kind mehr Aufmerksamkeit erhält. Weil Maschinen, Tiefkühlkost und Putzhilfen die Hausarbeit erleichtern. Selbst berufstätige Frauen verbringen heute ähnlich viel Zeit am Tag mit ihren Kindern wie Hausfrauen ohne Beruf in den sechziger und siebziger Jahren. Es stimmt auch nicht, dass Familien sich nicht mehr täglich zum Essen versammeln. Forscher der Universität Gießen haben vor einigen Jahren sogar ermittelt, dass Eltern und Kinder einige Minuten länger als früher gemeinsam bei Brot, Braten oder Pizza am Tisch sitzen.

Die Kinder wissen die Zuwendung zu schätzen. Je nach Alter und Befragungsmethode meinen nur zehn bis zwanzig Prozent, ihre Eltern hätten zu wenig

Zeit für sie. Ähnliche Zahlen erhalten Forscher seit Jahren, wenn sie von Kindern und Jugendlichen wissen wollen, wie sie insgesamt mit ihrem Leben zufrieden sind. Die jüngste Studie dazu erschien vor sechs Wochen: das LBS-Kinderbarometer. Da antworten 80 Prozent der 9- bis 14-Jährigen, sie fühlten sich wohl oder sehr wohl. Es gibt keine Erhebung, in der die Quote der unglücklichen Kinder die Zehn-Prozent-Marke überschreitet.

Angesichts dieser Zahlen müssen Eltern in diesem Land ziemlich viel richtig machen. In der öffentlichen Debatte geht es aber darum, was sie angeblich alles falsch machen. Seit einiger Zeit sollen sie dem Frühförderwahn verfallen sein. Sie traktieren ihre Kinder schon zur vorschulischen Synapsenpflege mit Geigenstunden oder Sprachunterricht, heißt es. Am liebsten mit Chinesisch.

Ohnehin sei das eigene Kind für viele Eltern heute nur ein "Sincontainer", ein "Projekt", das es zu optimieren gelte zwecks "Distinktionsgewinn". So war es auch schon in der ZEIT zu lesen. Der Lehrerfunktionär Josef Kraus ließ solche Thesen vergangenes Jahr zwischen zwei Buchdeckel pressen, der Spiegel machte daraus eine Titelgeschichte.

Seriös betrachtet, schrumpft das vermeintliche Massenphänomen schnell zum Randgeschehen. Weniger als drei Prozent der deutschen Kitas sind laut dem Verein für frühe Mehrsprachigkeit bilingual. Angesichts der vielen Migrantenkinder ist dieses Angebot eher zu klein. Ganze zehn Kindergärten der Republik haben Chinesisch im Programm, von 52.000. Plattdeutsch bieten doppelt so viele Kitas an.

Erkundigt man sich in den mutmaßlichen Hochleistungslaboren der Frühpädagogik, dann hört man: So etwas wollen wir gar nicht sein. Mit solchen Ideen sei man bei ihrer Einrichtung "völlig an der falschen Adresse", heißt es etwa in der Deutsch-Chinesischen Kita im Berliner Prenzlauer Berg. Die Kinder stammten fast alle aus deutsch-chinesischen Familien.

Auch die Behauptung, die angebliche Bildungsangst der Eltern lasse sich ablesen an zahllosen Klagen gegen Schulen, entbehrt jeder Datengrundlage. Das legt eine Anfrage bei sieben der größten Verwaltungsgerichte Deutschlands nahe. In München, Stuttgart, Berlin und Köln: Nirgendwo verzeichnet man im Schulrecht einen

Anstieg der Streitfälle. Die Zahl bewegt sich jeweils im niedrigen zweistelligen Bereich – bei jährlich Millionen von Schulnoten, Zeugnissen und Übergangsentscheidungen.

Der Angsblick auf die Kinder hat die Sicht auf die Tatsachen längst vernebelt. Bei wenigen anderen Themen fallen Wahrnehmung und Realität so sehr auseinander. Gute Botschaften bleiben ungehört, während jede (vermeintlich) schlechte Nachricht ein vielstimmiges Echo findet. So wurde die große Gesundheitsstudie des Robert Koch-Instituts Ende Juni in der deutschen Öffentlichkeit fast völlig ignoriert. Kaum jemand erfuhr, dass sich die Quote der rauchenden Jugendlichen in den vergangenen sechs Jahren fast halbiert hat. Sie liegt jetzt bei rund zwölf Prozent.

Wie groß dagegen die Aufregung, als Unicef vergangenes Jahr eine internationale Studie zur Lebensqualität von Kindern veröffentlicht. Der deutsche Nachwuchs schneidet auch darin gut ab. Nur eine einzige von drei Dutzend Ranglisten scheint Anlass zur Sorge zu geben: Auf einer Zufriedenheitsskala liegt Deutschland nur auf Platz 22. Genau diese Tabelle pickt Unicef für seine Pressemitteilung heraus.

Die Journalisten beißen an. "Gut situiert, aber unglücklich", titelt die Süddeutsche Zeitung, als "maßlos unglücklich" beschreibt die Welt die jungen Deutschen. Schnell finden sich Experten, die die Gründe dafür kennen: Computerspiele (Hirnforscher Manfred Spitzer), die Erziehungsunfähigkeit der Eltern (Michael Winterhoff), die Schule (Sozialwissenschaftler Klaus Hurrelmann).

Die Studie selbst können sie alle nicht gelesen haben. Denn ihr kann man entnehmen, dass 84 Prozent der deutschen Jugendlichen zufrieden sind. Nur sind es in vielen anderen Ländern unwesentlich mehr. Wegen eines Unterschieds von zwei, drei Prozentpunkten liegen diese Länder in der Rangliste vor Deutschland. Statistisch ist das irrelevant. Das bestätigen auf Anfrage selbst die Autoren der Unicef-Studie. Die Journalisten sind also einer Nullaussage aufgesessen – die sich aber in ihren Ohren plausibel anhörte.

Wie kann das sein: Obwohl es den Kindern immer besser geht, glaubt man, dass sie es immer schwerer haben? Dazu eine These: Man muss das "obwohl" durch ein "weil" ersetzen. Der Eindruck, dass alles schlechter wird, liegt daran, dass es



tendenziell besser wird. Nicht die Probleme der Kinder wachsen ständig, sondern es wächst die Sensibilität dafür. Nicht die Erziehungskompetenz der Eltern sinkt, es steigen vielmehr die Anforderungen an sie.

Der Philosoph Odo Marquard hat dieses Phänomen das "Gesetz der zunehmenden Penetranz der Reste" genannt. Je ausgefeilter die Gewaltprävention, desto skandalöser, wenn doch etwas passiert.

Ein anderes Beispiel: Die Zahl der Kitas und Krippen, Horte und Ganztagschulen hat in Deutschland einen historischen Höchststand erreicht. Gleichzeitig wird heftiger denn je über die schlechte Vereinbarkeit von Familie und Beruf geklagt.

In der vorletzten Woche hat ein Autor der Süddeutschen Zeitung eine ganze Seite über die angebliche Kinderfeindlichkeit in Berlin geschrieben. Der wichtigste Beleg war eine Lärmschutzwand, die um eine Skateranlage herum errichtet worden war. Autoren, die die Kinderfeindlichkeit der Städte beklagen, erinnern sich offenbar nicht an die rostigen Klettergerüste und traurigen Wippen der siebziger Jahre. Auf den Spielplätzen von heute kann man sicherer und abwechslungsreicher toben als früher.

Nie waren unserer Gesellschaft Kinder so wichtig wie heute, nie gab es so viele Jugendzentren, Erziehungsberatungen und Frühförderstellen. Die Gesetze zum Kinderschutz wurden stetig weiter verschärft. Das subventionierte Freizeitangebot – Kinderopern, Kinderunis, Kinderkurzfilmfestivals – ist gigantisch.

Die staatlichen Ausgaben für Familie und Bildung sind auf einem Allzeithoch. Tatsächlich, auch wenn ständig anderes zu lesen ist: Seit 2005 ist das Budget pro Schüler um 19 Prozent gewachsen. Inflationbereinigt. Deutschland erlebt gerade eine zweite große Bildungsexpansion nach der ersten in den siebziger Jahren. Damals beendete noch mehr als die Hälfte eines Jahrgangs das Lernen nach der Hauptschule oder blieb ganz ohne Abschluss. Nicht einmal jeder Fünfte schaffte es auf die Universität. Selbst wenn ein Abitur heute einfacher zu erlangen ist als damals: Im Schnitt ist die junge Generation gebildeter als alle ihre Vorgänger.

Aus gebildeteren Jugendlichen werden besser informierte Eltern, die sich wiederum besser um ihre eigenen Kinder kümmern – und sensibler auf deren

Schwierigkeiten reagieren. So erklärt es sich wahrscheinlich, dass immer mehr junge Menschen einen Therapeuten aufsuchen – es heißt, jedes zweite Schulkind sei schon einmal in Behandlung gewesen.

Das Wort "Therapie" legt frühkindliche Dramen nahe. Doch schon wer heute mit einem Fünfjährigen, der leicht lispelt, zum Arzt geht, bekommt professionelle Hilfe angeboten. "Das wächst sich wahrscheinlich raus", sagt dann der Kinderarzt, "aber ich kann Ihnen auch ein paar Stunden Sprachtherapie aufschreiben." Die meisten Eltern schicken das Kind in einem solchen Fall zum Logopäden. Die Sitzungen werden das Kind ja nicht belasten (das öffentliche Gesundheitsbudget freilich schon).

Die schlimmste Folge des Alarmismus: Er wirkt empfängnisverhütend

Der Alarmismus, mit dem über kranke oder angeblich krankgeredete Kinder debattiert wird, hat üble Folgen. Wer sich um die Mittelschichteltern und ihre Kinder sorgt, kreist um ein Pseudoproblem – und vergisst darüber die wirklichen Nöte.

Denn natürlich gibt es Kinder, deren Zukunft düster aussieht. Sie leben nicht in Reihenhaussiedlungen und besuchen eher selten das Gymnasium. Ihre Väter und Mütter lesen in der Regel auch keine Erziehungsratgeber und besuchen keine Elternkurse.

Deutschlands Kellerkinder sind am Rand der Gesellschaft zu finden, wo Armut auf Vernachlässigung trifft und Schulversagen auf vererbte Perspektivlosigkeit. Es sind jene 15 bis 20 Prozent, die als Jugendliche nur auf Grundschulniveau lesen und rechnen können. Viele von ihnen stammen aus einer Migrantenfamilie und hatten schon am Tag ihrer Einschulung kaum eine Chance, zu den anderen aufzuschließen.

Jungen und Mädchen aus sogenannten Multiproblemfamilien sind doppelt so häufig psychisch auffällig wie ihre bessergestellten Altersgenossen. Die Zahl der besonders Dicken unter ihnen hat sich in den vergangenen 20 Jahren verfünffacht. In diesem Milieu rauchen die Kinder häufiger, sitzen länger vor dem Bildschirm, essen mehr Junkfood und erhalten weniger Zuwendung von ihren Eltern – selbst wenn diese arbeitslos sind und eigentlich Zeit für sie hätten. Es ist dieses Milieu, in dem Misshandlungen geschehen. Es sind diese Kinder und Jugendlichen, die öffentliche

Aufmerksamkeit benötigen. Doch die wird absorbiert von einer überflüssigen Debatte. Das ist das eine Ärgernis der Katastrophenberichterstattung.

Das andere lautet: Längst entfaltet der Katastrophismus eine verhütende Wirkung. Drei Faktoren entscheiden in einem modernen Industrieland darüber, ob Paare Kinder bekommen, sagt Norbert F. Schneider, Direktor am Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung: die finanziellen Rahmenbedingungen, das öffentliche Betreuungsangebot und das gesellschaftliche Klima. Der letzte Faktor sei in Deutschland "stark unterschätzt". Hierzulande fehlten "positive Familienbilder".

Warum sich selbst überfordern mit der Erziehung von Kindern? Weshalb sich zerreißen zwischen Familie und Job? "Alles, was ich über das Kinderhaben höre und lese, ist so furchteinflößend, dass ich manchmal denke: Man muss ja total wahnsinnig sein, auf die Idee zu kommen, wirklich ein Kind zu kriegen", schreibt in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung die Journalistin Antonia Baum, 29 Jahre alt und kinderlos. Niemand holt sich freiwillig eine Katastrophe ins Haus. So wie niemand gern sein Leben mit Tyrannen teilt.

Das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung hat kürzlich die Einstellung der Deutschen zu Kindern erhoben. Von den Kinderlosen zwischen 18 und 50 Jahren glaubte mehr als die Hälfte nicht, dass Kinder die Lebensfreude oder die Zufriedenheit erhöhen.

Was für ein Irrtum.

Seit Jahren fragen sich Politiker, wie um Himmels willen man die Deutschen zum Kinderkriegen motivieren könnte. Das Elterngeld wurde erfunden und das Betreuungsgeld, sogar die Bundeswehr bekam Kitas. Die Geburtenrate blieb niedrig. Wie wäre es, wenn man einfach aufhören würde, die Kinder und das Leben mit ihnen schlechtzureden?

## Bitte, Papa

*Irgendwann muss man für seine Eltern sorgen. Was aber, wenn sie das nicht wollen?*

Von Marlene Halser, taz, 04.01.2014

Am Weihnachtsabend vor einem Jahr war klar, dass es so nicht weitergehen konnte. Mein Vater hievte sich auf den Beifahrersitz meines Wagens. Der Geruch, der von ihm ausging, ließ mich das Fenster herunterkurbeln. „Bist du das?“, fragte ich ihn. Mein Vater schaute ertappt. „Der Boiler ist kaputt“, sagte er. „Mit kaltem Wasser badet es sich so schlecht.“ „Wie lange schon?“, fragte ich. „Schon eine ganze Weile“, sagte er. Dann fuhren wir los.

Mein Vater ist 72 Jahre alt, und würde man ihn nach objektiven Kriterien beurteilen, müsste man wohl sagen, dass er verwahrlost ist. Bis ich es geschafft habe, dieses Wort zu verwenden, hat es zwei Jahre gedauert.

Irgendwann kommen fast alle Kinder an den Punkt, an dem sich das Verhältnis zu ihren Eltern umkehrt. Er kommt oft unvermittelt. In einer Gesellschaft, die von Selbstbestimmung, Selbstverwirklichung und der Sehnsucht nach Freiheit geprägt ist, bringt uns niemand bei, was zu tun ist, wenn die eigenen Eltern es nicht mehr alleine schaffen, ganz egal, ob Alter und Krankheit sie schwächen oder ob es wie bei meinem Vater die Armut ist, die das gewohnte System zum Einsturz bringt. Ich musste das lernen. Ich lerne immer noch.

Anfangs ging es nur ums Geld. Eigentlich war mein Vater längst alt genug, in Rente zu gehen. Den kleinen Schreibwarenladen hatte er 2003 aufgegeben und sich einen Traum erfüllt. Er war wieder aufs Land gezogen. Raus aus der engen Dreizimmerwohnung in München-Milbertshofen, in der ich aufgewachsen war und die mein Vater nach der Scheidung alleine bewohnt hatte, zurück in das Haus seiner Eltern.

Ein kleiner Einsiedlerhof mit Scheune und Stall, der nach dem Krieg ein paar Schweinen und einer Kuh Platz geboten hatte und auf dem meine Großmutter bis in die achtziger Jahre Hühner hielt. Hinter dem Haus wachsen knorrige Obstbäume in den Himmel. Die Bina, ein schmaler Bach, trennt den Grund von der Landstraße, die die niederbayerischen Ortschaften Aich, Hilling und Bonbruck verbindet.

Für meinen Vater, der mit 17 Jahren ohne ein Wort des Abschieds abgehauen war, ist dieses Haus immer ein Sehnsuchtsort geblieben. „Eines Tages ziehe ich wieder aufs Land.“ Diesen Satz habe ich als Kind ziemlich oft gehört.

Nun lebte er also dort. Statt aber die Vorzüge seines Alterswohnsitzes zu genießen, fuhr er nach wie vor jeden Tag mit einem klapprigen Mercedes-Sprinter nach München, um Kurierfahrten zu erledigen. Er wollte mit den paar hundert Euro aus dem Job Schulden abbezahlen, eine fünfstellige Summe, die einem mit knapper Rente unbezwingbar vorkommen muss – irgendwie schaffte er es aber, noch mehr anzuhäufen.

Seit ich mich erinnern kann, hat mein Vater über seine Verhältnisse gelebt. Alle zwei Jahre leaste er ein neues Auto. Einen Kombi oder einen Jeep-Verschnitt, wegen der Waren, die er für seinen Kiosk einkaufte – aber auch, weil das ein stattliches Auto ist. Mein Vater war auf seine Wagen immer sehr stolz. Er belieh das Haus seiner Eltern und nahm einen Kredit nach dem anderen auf. Die Ehe meiner Eltern zerbrach am ständigen Streit über Geld.

Comics und Schnaps: Er pachtete Kiosk um Kiosk

1958, als er als junger Mann nach München kam, heuerte mein Vater als Bauarbeiter an. Für die Deutsche Schlafwagengesellschaft bereiste er ganz Europa. Er scheint das Leben damals sehr genossen zu haben. Der Junge vom Dorf, der die Schule nur bis zur neunten Klasse besucht hatte und dessen Jugend aus Elvis-Presley-Platten, Motorrollern und der Eroberung der schönsten Frau im Petticoat bestanden hatte, reiste nun bis nach Hamburg oder Sizilien, amüsierte sich auf der Reeperbahn, aß frische Pasta und trank italienischen Wein.

Heute zeugen alte Bilder von dieser Zeit – und Postkarten verflossener Liebschaften, die ich im Grundschulalter in seinem Nachtkästchen fand. Auf einem

# ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Schwarz-Weiß-Foto sieht man einen jungen Mann mit gegelter Haartolle im weißen Feinrippunterhemd, eine Zigarette in der Hand, der lachend mit seinen Kumpels in einem leeren Abteil zecht.

Ich habe dieses Bild immer gemocht, weil es mich meinem Vater so nahebringt. Die Lust am Abenteuer, die Begeisterung für Nacht und Rausch, all das habe ich sehr gern von ihm geerbt. „Wäre ich bei der Bahn geblieben, hätte ich jetzt ausgesorgt“, sagt mein Vater heute oft. Damals aber wollte er selbstständig sein.

Also eröffnete er 1976 mit meiner Mutter, die er im selben Jahr geheiratet hatte, ein Wirtshaus, und als meiner Mutter die schwere Arbeit zu viel wurde, pachtete er Kiosk um Kiosk, um dort Zeitschriften, Comics, Zigaretten, Gummischlangen und Schnaps in kleinen Flaschen zu verkaufen. Viel eingebracht hat ihm das nie. Meine Mutter hielt das Geld zusammen.

Doch nach der Scheidung 1992 ging es für meinen Vater finanziell bergab. Als er das Inventar des letzten Ladens an seinen Nachfolger verkaufte, bevor er aufs Land zog, machte er noch mal ordentlich Miese. Deshalb verdingte er sich mit knapp siebzig Jahren als Kurierfahrer.

Mein Vater, das kann man wohl so sagen, hat sich selbst in eine desaströse Lage gebracht.

Das Ausmaß der finanziellen Katastrophe, in der er sich befand, offenbarte er mir nur sehr zögerlich, Rechnung für Rechnung und Brief um Brief – und als es längst zu spät war, um etwas abzuwehren.

Im Nachhinein frage ich mich oft, wo ich war, als mein Vater all diese falschen Entscheidungen traf. Ich muss dann feststellen: Überall, nur nicht bei ihm. Ich hatte lange studiert und die Freiheiten, die ein Magisterstudium bot, ausgekostet. Statt ständig zu lernen, ging ich auf Reisen und statt an meinem Lebenslauf zu feilen, stand ich nachts hinterm Tresen. Nach etlichen Praktika und einer Journalistenschule schlug ich mich schließlich als freie Journalistin durch. An meinen Vater habe ich damals keine Sekunde gedacht. Womöglich ist, wer selbst noch mitten in der Entwicklung steckt, dazu auch nicht in der Lage. „Vierzig ist das neue Dreißig“, haben wir unter

Freunden oft gesagt – in dem Gefühl, für alles, was mit Stabilität und Erwachsenwerden zu tun hat, noch unendlich viel Zeit zu haben.

Jetzt musste ich auf einmal Verantwortung übernehmen, weil man Vater sich zusehends weniger erwachsen benahm.

Zuerst war es nur die Steuererklärung, die er mich bat, für ihn auszufüllen. „Ich sehe nicht mehr so gut“, sagte er damals. „Aber ich sage dir, was du hinschreiben musst.“

Das Verhältnis zu meinem Vater war immer schon gut und schwierig zugleich. Ich teile seinen Wunsch nach Unabhängigkeit und einem Leben, das wild ist, außergewöhnlich und ein bisschen heldenhaft. Der Pragmatismus, die Vernunft und buchhalterische Kleinlichkeit meiner Mutter, die ihn in seinen Ehejahren vor dem finanziellen Ruin bewahrt hatten, waren auch mir oft fremd.

Trotzdem war er lange ein Mann, vor dessen cholerischen Ausbrüchen ich mich als Kind fürchtete. Als er meiner Mutter kurz nach der Trennung aus Eifersucht ein blaues Auge schlug, sprach ich viele Jahre kein Wort mit ihm und drückte den Hörer auf die Gabel, wenn er am anderen Ende der Leitung war.

Mit Mitte zwanzig nahm ich wieder Kontakt zu ihm auf, unser Verhältnis war ein anderes geworden. Er hatte die Kontrolle über mich verloren und war nicht mehr Vater im eigentlichen Sinne. Ich hatte gelernt, alleine zurechtzukommen.

Dass der Mann aber, den ich lange Zeit als stark und übermächtig empfunden hatte, jetzt, mit siebzig, plötzlich Hilfe brauchen könnte, fiel mir dennoch schwer zu akzeptieren. Ich fühlte mich schlicht nicht zuständig, so wie er auch längst nicht mehr für mich zuständig war.

„Brauchst du Geld, Papa?“ Er lachte, wie so oft. „Ja“

Gut zwei Jahre muss es wohl her sein, als ich ihm am Telefon diese eine Frage stellte. Brauchst du Geld, Papa? „Ja“, sagt er einfach nur und lachte. Wie so oft. Humor ist für meinen Vater eine Lösung, die auf alles passt. Mit seiner Antwort habe ich trotzdem nicht gerechnet.

Dann brachte er seine Rechnungen – und meine Panik wuchs. Mahnungen von der Telekom für einen Festnetzanschluss, der nicht funktionierte, horrenden Abschlagszahlungen vom Stromversorger, verursacht durch einen Elektroofen im Wohnzimmer, vom Finanzamt geschätzte Steuernachzahlungen. Und dazu die monatlichen Raten für die Bank, die ihm kaum Geld zum Leben ließen.

Gerne hätte ich einige der Rechnungen einfach beglichen. Aber ich war froh, wenn ich selbst über die Runden kam. Ich wohnte zur Untermiete in einer kleinen Einliegerwohnung und statt über die Gründung einer eigenen Familie nachzudenken, kam ich oft erst mittags aus dem Club. Ich fühlte mich wie eine Rettungsschwimmerin, die sich vorgenommen hatte, einen tonnenschweren Sack aus der stürmischen See zu ziehen und drohte, dabei gleich selbst zu ertrinken.

In meiner Not wandte ich mich an meine Mutter. Konnte Sie mir nicht einen Teil dieser Verantwortung abnehmen?

„Du solltest dich da am besten nicht einmischen“, sagte sie, als sie mit steifem Rücken in meinem Flohmarktessel saß und ich ihr von den Rechnungen erzählte. Ihre Stimme wurde immer schriller, „dein Vater hat sich schließlich selbst in diese Lage gebracht!“ Seit der Scheidung haben meine Eltern nur das Allernötigste gesprochen.

Was meine Mutter in diesem Moment aber vergaß: Sie kann sich sehr wohl von ihrem Ehemann scheiden lassen, ich mich aber nur schlecht von meinem Vater.

„Du hilfst nicht ihm damit, sondern mir“, versuchte ich sie zu überzeugen. Schließlich seufzte sie und verhinderte mit hochgezogenen Augenbrauen, dass meinem Vater der Strom abgestellt wurde. Sie beglich die wichtigsten Rechnungen. Gelöst war damit langfristig aber gar nichts.

Und weil ich in diesem Moment gemerkt hatte, dass es außer mir niemanden gab, der meinem Vater helfen wollte, stellte ich schließlich gemeinsam mit ihm eine Kostenrechnung auf und vereinbarte einen Termin bei der Schuldnerberatung.

Der Mann, der uns im Rollkragenpullover in seinem kargen Büro empfing, war freundlich und wirkte betroffen. Mein Vater war zuvor extra beim Friseur gewesen. Nun knetete er sein ausgebleichenes Baseballkappe im Schoß und beantwortete jede Frage. Die Lösung, die uns der Berater unterbreitete, schien ganz einfach. Weil mein



Vater eine Rente unter dem Grundsicherungsniveau erhält, riet er ihm, seinen defizitären Kurierfahrerjob aufzugeben und Privatinsolvenz anzumelden. Auf einen Schlag wäre er so die Forderungen seiner Gläubiger los. Der einzige Haken: Das Haus müsse zur Tilgung der Schulden an die Bank fallen.

„Wenn ich aus diesem Haus ausziehen muss, dann sterbe ich“, sagte mein Vater, als er mit unsicheren Schritten das Büro der Schuldnerberatung verließ.

Das Haus ist ein Teil von ihm geworden. Dort kommt er her, dort will er bleiben. Eine weitere Station hat er für sein Leben nicht vorgesehen.

Hatte ich das Recht, für ihn Entscheidungen zu treffen?

Er wolle, sagte er also, die Schulden, die er gemacht hatte, abbezahlen. Das gebiete ihm sein Anstand – auch dann, wenn ich, wie ich immer wieder beteuerte, kein Problem damit hatte, die Schulden und damit auch das Erbe nach seinem Tod abzulehnen. Er habe sich das genau ausgerechnet. „Wenn ich die nächsten zehn Jahre meine Raten zahle, hab ich es geschafft.“ In zehn Jahren würde er über achtzig Jahre alt sein.

Nach dem Besuch bei der Schuldenberatung begann ich vor der Situation davonzulaufen. Ich war wütend, weil er das Notwendige nicht anerkennen wollte. Vor allem aber fühlte ich mich unfassbar allein. Mit Freunden über die Situation zu sprechen, fiel mir schwer. Niemand schien ein ähnliches Problem zu haben. Im Gegenteil: Meist waren deren Eltern rüstige Rentner, die es im Leben zu bescheidenem Reichtum gebracht hatten und ihren Lebensabend nun mit Wandern, Golf spielen und Reisen zubrachten – genau wie meine Mutter.

Ich hatte mir schon immer Geschwister gewünscht. Aber noch nie so sehr wie jetzt.

Wann beginnt eigentlich der Moment, in dem sich die Kinder wieder um ihre Eltern kümmern müssen und nicht mehr andersherum? Gilt das erst, wenn Eltern krank und pflegebedürftig werden? Oder fällt auch selbstverschuldete finanzielle Not, gepaart mit Sturheit, in diese Kategorie? Sollte ich versuchen, meinen Vater finanziell zu unterstützen und mich damit womöglich selbst gefährden? Oder musste er die Dringlichkeit seiner Lage selbst begreifen?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ich vergrub mich in Arbeit, ging aus, fuhr in Urlaub. Ich wollte nicht über ihn und seine Misere nachdenken – aus Angst, dass diese Verantwortung viel zu groß sein könnte. Ich hatte aus gutem Grund bislang keine Kinder bekommen.

Dann kam der Weihnachtsabend, an dem er zu mir ins Auto stieg und diesen Geruch mitbrachte. Den Kurierfahrerjob hatte er inzwischen verloren. Die Schulden aber waren noch da.

In meiner kleinen Münchner Wohnung drückte ich ihm ein Handtuch in die Hand und schickte ihn unter die Dusche. Als er nach sehr langer Zeit wieder aus dem Bad kam, wusste ich, dass es so nicht weitergehen konnte, dass ich sein Problem zu meinem machen musste. Die Frage war nur: wie?

Hatte ich das Recht, Entscheidungen für ihn zu fällen, auch solche, die ihm nicht gefielen? War das vielleicht sogar meine Pflicht?

Das alte Haus, das er bewohnt, ist über die Jahre mehr und mehr verfallen. Jedes Mal, wenn mein Vater die Haustüre öffnet, bröckelt der Beton aus dem Mauerwerk. Das Abzugsrohr des alten Wamsler-Ofens in der Küche, den man noch mit Holz befeuern muss, ist kaputt, sodass die Wände von Küche und Wohnzimmer vom Ruß ganz schwarz geworden sind. Die beiden Katzen, die meinem Vater die einzige Abwechslung bieten, schnurren und haaren vor sich hin. Und die Weberknechte, die das Haus bevölkern, breiten ihre Spinnweben an den Wänden aus. Zum kaputten Boiler kam schließlich ein Wasserrohrbruch und in der Folge eine Rechnung des Wasserwirtschaftsamtes, die auch in die Tausende ging.

Mir wäre es am liebsten gewesen, mein Vater wäre in eine Sozialwohnung im Ort gezogen. Dort hätte er, fast blind, die Nerven im rechten Bein von der Diabetes angegriffen, alle nötigen Geschäfte in unmittelbarer Nähe gehabt. Stattdessen hackt er nach wie vor Holz, um es im Winter warm zu haben, tastet sich über die steilen Treppen des Hauses und entziffert die Nummern auf seinem Handy mit einer Lupe. Briefe vom Amt kann er mithilfe des Vergrößerungsglases nur noch entziffern, wenn er damit ins Freie geht oder die Sonne durch die Fenster scheint. Abends sieht er fern, „Gute Zeiten, schlechte Zeiten“, oder sitzt mit den Katzen im dunklen Zimmer und denkt nach. Was er sonst so treibt – ich weiß es nicht.

Selbst wenn ich ihn zur Privatinsolvenz zwingen wollte: Konnte ich das überhaupt? Rein rechtlich? Wollte ich, wie mir Verwandte immer wieder rieten, meinem Vater das einzige nehmen, was ihm geblieben war: seine Freiheit, selbst über sein Leben entscheiden zu können.

„Da ist viel Wärme“, sagte die Therapeutin über uns

Ich war trotz allem seine Verbündete, schon immer gewesen, sein kleines Mädchen, die Tochter, auf die er stolz ist und auf deren Wort er etwas gibt – vielleicht gerade deshalb, weil ich so lange wütend auf ihn war. Der Gedanke, dieses Gefühl, seine Liebe, aufs Spiel zu setzen, tat mir weh.

Vielleicht, dachte ich, bin auch ich es, die mit der Situation zurechtkommen muss. Mein Vater hatte sich ja, allen Entbehrungen zum Trotz, in seinem Leben eingerichtet: Seit er kein Auto mehr hat, fährt er mehrmals in der Woche mit dem Bus in die nächste Ortschaft zum Einkaufen, kocht seine Mahlzeiten, so gut es geht, auf dem alten Herd in der Küche und ist trotz des wenigen Geldes, das er zur Verfügung hat, der Feinschmecker geblieben, der er immer war.

Ab und zu berichtet er mir, wie er aus nur wenigen Zutaten eine gute Suppe, einen Braten oder eine Nudelsoße zubereiten kann. Einsam scheint er sich nicht zu fühlen. Auf einen Freundeskreis, wie er mir so existenziell und wichtig erscheint, hatten weder meine Mutter noch mein Vater je großen Wert gelegt. Und nachdem die beiden Beziehungen, die mein Vater nach der Scheidung eingegangen war, wenig erfreulich geendet hatten, schien er ganz gern alleine zu sein. Er hatte ja die Katzen.

Weil ich wissen wollte, warum es mir so schwer fiel, seine Situation ohne Angst zu betrachten, ging ich zu einer Therapeutin, die ich schon seit Jahren kannte. Oft hatte sie mir im Gespräch geholfen, klarer zu sehen. Ihr Zimmer unter dem Dach und der Schaukelstuhl unter der Schräge, in dem ich immer saß, waren mir vertraut.

Wir sprachen vor allem über das gute Verhältnis zwischen mir und meinem Vater. Für viele ist er „ein blöder Hund“, wie man in Bayern sagt. Seine älteren Geschwister haben ihn oft so genannt. Ein wirklich ernstes Gespräch mit ihm zu führen, ist nicht leicht. Meist antwortet er in Kalauern. Und kommt man ihm mit

einem guten Rat zu nahe, kann er sehr aufbrausend sein. Vor allem aber wittert mein Vater hinter jedem gut gemeinten Angebot ein Komplott.

Fragt man ihn, warum er sicher ist, dass ihm die Nachbarn, Bruder und Schwester, Stiefsohn und wer weiß noch alles, etwas Böses wollen, kann er sein Misstrauen nur mit vagen Andeutungen begründen. Wen man um etwas bittet – so seine Überzeugung – dem wird man zur Last. Und wer einem einen Gefallen tut, will später etwas dafür, sei es nur: sich einmischen. Also lässt mein Vater niemanden an sich heran – außer mich.

„Du bist die einzige, auf die er hört“, sagen seine Geschwister seit Jahren zu mir.

Während ich im Schaukelstuhl wippte, wurde mir bewusst, warum das so ist: Ich bin die einzige, die ihn so nimmt, wie er ist, die es nicht besser weiß und sein Leben nicht in den Kategorien „normal“ und „nicht normal“ bemisst. Als ich davon erzählte, wusste ich plötzlich sehr genau, dass ich ihn genau darum zu nichts zwingen darf. Er würde einen Verbündeten verlieren. Und ich auch.

„Da ist so viel Wärme zwischen Ihnen“, sagte die Therapeutin am Ende der Sitzung. „Behalten Sie sich das gute Gefühl.“ Danach ging es mir besser. Ich wollte das gute Gefühl behalten. Also lud ich das Auto eines schönen Sommertages voller Papiertüten mit Biokost und ökologisch abbaubaren Putzmitteln und fuhr die knapp neunzig Kilometer zu ihm.

Vier Tage wollte ich bleiben, ihm bei seinen Erledigungen helfen, ihn verstehen und so herausfinden, was er wirklich braucht und was ich für ihn leisten kann.

Vielleicht ist es am wichtigsten, dass ich einfach mal für ihn da bin, dachte ich.

In meiner Erinnerung – und vermutlich auch in der meines Vaters – war die Küche hier früher ein warmer, behaglicher Raum gewesen.

Als meine Großmutter noch lebte, wirbelte sie hier in einer blauen Kittelschürze, die Haare unter einem Kopftuch versteckt, zwischen dem Bratrohr und den auf dem Herd dampfenden Kochtöpfen umher, buk Dampfnudeln, schnitt Pfannkuchen zu dünnen Streifen als Einlage für die Suppe und übergoss die eingeritzte Kruste des Schweinebratens im Rohr in regelmäßigen Abständen mit heißem Wasser.

# ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Jetzt war die Küche eine Art Geisterort: die Schränke und die Tassen und Teller darin ganz schwarz; die wenigen Lebensmittel standen aufgereiht neben den Katzenfutterdosen auf der Anrichte.

Zwei Tage putzte ich, weil ich sonst in all dem Dreck nicht kochen konnte. Ich schrubhte über die Fliesen und über Schranktüren. Generationen von Töchtern haben das in den vergangenen Jahrzehnten für ihre alleinstehenden Väter wohl so gemacht. Ich aber betrat Neuland, als ich mir die grünen Gummihandschuhe überstreifte, Wasser und Spülmittel in einem Eimer mischte.

Bislang, das fiel mir dabei auf, hatte sich mein Leben ganz um mich gedreht. Meine Eltern waren nur Statisten, die mich zwar nach Kräften unterstützten, mir nicht zu viel dreinreden sollten und die – so nahm ich an – gänzlich unabhängig von mir funktionierten.

Seit der Scheidung waren wir alle drei Einzelkämpfer. Nur schien mein Vater mittlerweile nicht mehr allein kämpfen zu können.

Als die Küche einigermaßen bewohnbar war, kochte ich ihm eine deftige Suppe, die wir an einer Bierbank draußen im Hof aßen. Wir lachten über seine albernen Witze, die ich seit Jahren kannte. Danach fuhren wir in das nächste Dorf, um in der Gemeinde über den Verkauf von einem Teil seines Grundstücks zu verhandeln und um einige Besorgungen zu machen.

Als es langsam zu dämmern begann, waren wir wieder zu Hause und schürten gemeinsam das Feuer im Ofen an. Ich ging gerade die Vorräte durch und überlegte, was wir zu Abend essen konnten, als mein Vater plötzlich wirt zu reden anfing. Wie jemand, der – bereits im Einschlafen begriffen – noch versucht, auf Fragen zu antworten, dessen Gedanken aber längst in einem Traum gefangen sind.

„Was ist denn los?“ fragte ich und muss dabei ängstlich geklungen haben. „Ich muss Insulin spritzen“, sagte er, nun selbst nervös, „gib mir bitte die Kanülen.“ Er nestelte bereits an der Verpackung der Nadel herum, mit der er sich in den Finger stechen und einen Blutropfen erzeugen muss, um den Blutzuckerspiegel mithilfe eines elektronischen Geräts messen zu können.

Vier Tage wollte ich bei ihm sein. Nach zweien ging ich

Als er sich die Injektion in die Bauchfalte gejagt hatte, atmeten wir auf. Meine Zuversicht jedoch, dass ich meinem Vater den größten Gefallen tue, wenn ich ihn nur regelmäßig besuche, war verflogen.

In diesem Moment hatte ich nur noch Angst, ihn zu verlieren, dass er sterben würde, allein und ohne dass es jemand mitbekam. Plötzlich hielt ich die Enge, die Kälte und den Dreck nicht mehr aus.

Ich reiste ab, obwohl ich noch zwei Tage hatte bleiben wollen. In meiner eigenen, kleinen Wohnung hatte ich mich noch nie so wohl gefühlt wie an diesem Abend.

Einige Wochen später rief ich eine Familienkonferenz bei meinem Onkel ein. Gemeinsam saßen wir in der geräumigen Wohnung meines Onkels und seiner Frau in einem Vorort südlich von München und aßen Ratatouille. Ich hatte mittlerweile den Plan gefasst, es mit einer Art Haushälterin zu versuchen, die das Haus ein wenig auf Vordermann bringen sollte und regelmäßig nach ihm sehen. Vielleicht würde mein Vater eine gänzlich fremde Person, die für diese Aufgabe bezahlt würde, akzeptieren. Nur wer eine solche Haushälterin bezahlen sollte, war nicht klar. Also schlug ich vor, die Kosten mit den engsten Verwandten meines Vaters zu teilen. Alle schwiegen betreten.

Nein, Geld wolle man nicht bezahlen, erklärte mir meine Tante. Schon einmal habe man meinem Vater Geld geliehen – und es nie zurückbekommen.

Einige Wochen später telefonierte ich mit einer älteren Dame, die nicht weit von meinem Vater entfernt wohnt. Nachbarschaftshilfe, dachte ich, das könnte es sein. Menschen, die bereit sind, anderen ehrenamtlich oder für wenig Geld zu helfen. „Mit schwierigen Fällen komme ich gut zurecht“, sagte die Frau, die am Telefon sehr fröhlich und pragmatisch klang.

„Bitte, sag ja“, sagte ich wenig später zu meinem Vater. „Tu es für mich. Ich bin so weit weg und ich mache mir Sorgen um dich.“

„Okay“, sagte mein Vater nach einer längeren Pause. „Ab Januar kann sie kommen, wenn dir das so wichtig ist.“

Es ist ein Anfang.